

Aus geistigen Werkstätten.

Sammlung

gemeinnütziger und volksbildender Vorträge.

Heft 12.

Ursachen und Ziele der Frauenbewegung.

Von

E. Guank-Bühne.

OTTO LANDSBERG

Mit einer statistischen Tafel.



Berlin 1893

Richard Effer, Verlagsbuchhandlung
W., Hofstraße 44.

2931

8

Preis 1 M.

Soeben erschienen:

Die
Forderungen
der
Schulhygiene.

Von **Dr. med. Julius Lang,**
pr. Arzt.

== „Aus geistigen Werkstätten“, Heft 4. ==

Inhalt:

I. Das Schulhaus.

1. Die allgemeinen hygienischen Anforderungen an das Schulhaus.
2. Das Schulzimmer.
 - a) Die allgemeine Einrichtung.
 - b) Die Ventilation.
 - c) Die Heizung.
 - d) Die künstliche Beleuchtung.
 - e) Die Schulbank.
 - f) Die Schultenstühle.

II. Die Schulkrankheiten.

1. Die Kurzsichtigkeit.
2. Die Rückgratsverkrümmungen.
3. Ernährungsstörungen.
4. Der Schulkopfschmerz.
5. Geistesstörungen.
6. Das Stottern.
7. Die Schule als Verbreiterin von ansteckenden Krankheiten.

**III. Die Unterrichtsmethode vom Standpunkt der
Gesundheitslehre.**

Die Gesamt-Unterrichtsmethode. -- Die Schuldisciplin. -- Schrägschrift:
oder Keilschrift. -- Ueberbürdung der Schüler. -- Pflege der Leibesübung
-- Die Schulärzte.

Preis 60 Pfennig.

== In allen Buchhandlungen. ==

Ursachen und Ziele der Frauenbewegung

Von

E. Gnauck-Kühne.



Berlin

Richard Löffler, Verlagsbuchhandlung
1893.

OTTO LANDSBERG

A32931

Bibliothek
der Friedrich-Ebert-Stiftung

5131 FES 18.12.74

Inhalt.

	Seite
Einleitung	5
I. Statistische Thatsachen	9
II. Die historische Entwicklung:	
1) Die älteste Zeit	19
2) Durch das Mittelalter zur Neuzeit	21
3) Die Gegenwart	28
III. Frauenfrage und Christentum	36
IV. Frauenfrage und Staat	49
Nachwort	57
Anmerkungen	60





Einleitung.

So alt wie die Sehnsucht des Menschen nach einem harmonischen, jütlich vollendeten Dasein, so alt auch wie das Bedürfnis, für unser zwiespältiges Wesen eine Erklärung zu finden, so alt ist auch der Hang, von einem vergangenen goldenen Zeitalter zu träumen oder eine verflossene Geschichtsepoché der Gegenwart als Ideal hinzustellen. Was die irdische Zukunft verweigert, was der Gegenwart versagt ist, sucht man in der Vergangenheit. Dvid besingt die goldene Zeit; 1800 Jahre später möchten die Romantiker unseres Jahrhunderts das christliche Mittelalter wieder aufleben lassen.

In der That sucht die Sehnsucht vergeblich in der Zukunft auf Erden Vollendung. Nichts verheißt uns dieselbe hienieden. Auf praktischem Gebiete wird unser Leben immer nur köstlich sein, wenn es voll Mühe und Arbeit ist, und der inwendige Mensch muß kämpfend mit Paulo empfinden: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz, sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern“. Wir werden immer ein Leben in innerer Freiheit täglich durch ernste Selbstzucht erobern müssen, um es zu verdienen.

Auch für das Bedürfnis, unsre Menschennatur zu erklären, hat schwerlich die irdische Zukunft eine Auskunft. Zögen wir alles Licht der modernen Wissenschaft in unser Erkenntnisvermögen wie in einen Brennspiegel zusammen und ließen den

hellen Schein auf das dunkle Thor der Zukunft fallen, so könnten wir in dem Lichte doch nur die Inschrift lesen: Ignorabimus.¹⁾ Die Sphinx giebt ihr Rätsel auf; wer von der staubigen Heerstraße Haupt und Blick erhebt, muß es lösen oder sie zerreißt ihn. Der Zweifel fängt an, ihm Lebensmut und Lebenslust zu rauben, laut oder leise fragt er: „Is life worth living?“²⁾

Das Christentum aber kennt die Lösung des Rätsels. Der Christ versteht den sehnsüchtigen Drang nach einem bessern, ethisch vollendeten Sein als das Heimweh der Seele und sieht darin ein unfreiwilliges Zeugnis, daß der Urquell unseres Seins nicht in uns selbst ist, „daß wir göttlichen Geschlechts sind“; in der Zwiespältigkeit der Menschennatur findet er den Rest des göttlichen Ebenbildes heraus, welcher nicht in der Sünde aufgehen kann, sondern wesentlich (substanzuell) von ihr geschieden ist.

Für beides, für die Sehnsucht nach Vollendung und für das Bedürfnis nach Klarheit über den Zwiespalt der Menschennatur, hat das Christentum aber nicht nur eine Erklärung, sondern auch eine tröstliche Verheißung: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk, wenn aber kommen wird das Vollkommene, wird das Stückwerk aufhören“; 1. Cor. 13, 9—10. Wir wissen, daß Vollendung unser wartet. Der weise Gott, der die Natur also geordnet, daß nichts verschwinden kann, daß Licht Wärme, Wärme Bewegung wird, daß das fallende Blatt verwesend ein Lebensförderer wird, dieser weise Gott will nicht, daß die Keime, Ansätze, Schößlinge inneren Wachstums, geistigen Lebens verloren gehen sollen; sie gehen der Vollendung entgegen, wenn die Hülle fällt. Christus heißt nicht umsonst „das Leben“. Was zu ihm in innerliche Beziehung tritt, was ihm wesensverwandt wird, kann nicht vergehen, es wächst und reift der Zukunft entgegen.

Vor uns, in der Zukunft liegt unser Ziel, unser Ideal, nicht in der Vergangenheit. Vorwärts, nicht rückwärts müssen

wir schauen. Die Rückkehr zu einer Lebensform der Vergangenheit ist eine innere Unmöglichkeit. Die Zeiten ändern sich, und wir in ihnen; jede Periode hat ihr Recht, ihre Art, ihre besondere Aufgabe; mit dieser ist ihr Zweck erfüllt. Der ideelle Gehalt wächst über die Form hinaus, überflügelt, sprengt, überdauert sie; die Form stirbt ab. Ein vergebliches Bemühen wäre es, die Mumie neu beleben zu wollen. Selbst eine Periode, auf welche wir stolz sind, wie das christliche Mittelalter mit seinem Himmelschwunge, seiner Wechselwirkung von Kunst und Leben, seiner Einheit von Glauben und Wissen, würde uns so wenig passen, wie ein ausgewachsenes Gewand. Könnten wir mit der Fackel der Wahrheit an die verflochtenen Zeitläufte herantreten, um zu wählen, es würde uns so gehen, wie dem Pilgrim in Chamisso's Gedicht: „Die Kreuzschau“. Nach eingehender Prüfung würden wir nur nehmen, was unser ist: die Gegenwart.

Diese versöhnliche Erkenntnis ist die milde Frucht des Studiums der Vergangenheit, welches nach Luthers Ausspruch „gute Bürger, zufriedene Menschen“ macht. In dem kühlen Lichte objektiver Geschichtsforschung sieht die Vergangenheit tatsächlich viel nüchterner aus, als in der Mondscheinbeleuchtung subjektiv-romantischer Phantasie, welche kein grelles Licht, daher auch keinen tiefen Schatten kennt. Im Dienste der Wahrheit müssen wir zum Nutzen der Gegenwart auf manchen Irrtum verzichten, wir werden dafür aber durch die Gelassenheit entschädigt, welche über uns kommt, wenn wir die Notwendigkeit des Geschehens in seiner Ursache erkennen. Scheiden wir Irrtümer aus, nehmen wir Wahrheit dafür ein, so wachsen wir, sollte es gleich unter Schmerzen sein. Auf Ausscheidung und Aneignung beruht der Lebensprozeß.

Dieser Prozeß vollzieht sich in uns, so oft wir ererbte Vorstellungen, bestehende Ansichten, landläufige Begriffe auf ihre Berechtigung prüfen und das abstoßen, was wir als Irrtum erkennen, um besserer Einsicht, um der Wahrheit Platz und Ehre zu gönnen. Die Berechtigung oder die Irr-

tümlichkeit unsrer Ansichten zu prüfen, ist eine Arbeit, welche wir nicht umgehen dürfen, solange wir thätig oder beschaulich irgend welche Beziehung zum Leben haben. Die Wissenschaft giebt neue Gesichtspunkte; die fortschreitende Kulturentwicklung zeitigt Verwerfliches und Annehmbares, schafft neue soziale Verhältnisse, neue Formen des wirtschaftlichen Lebens und des Gesellschaftskörpers, entwickelt neue Klassen-Forderungen, erzeugt soziale Fragen. Wir können an alle diese Fragen furchtlos herantreten, denn die christliche Ethik läßt uns nirgends im Stiche, ja ihre Tiefe und ihre lebendige Kraft offenbart sie erst, wenn jede andre Ethik ratlos schweigt, weil sie kein stichhaltiges Motiv zu einem sittlichen Sollen finden kann.

Zu den sozialen Fragen gehört auch die Frauenfrage, welche uns hier beschäftigt. Sie ist sehr kompliziert, schwer zu beurteilen, noch schwerer zu lösen. Mühe und Arbeit darf uns aber nicht abhalten, auf den Notschrei zu hören, eine Ueberzeugung uns zu bilden und dieselbe mutig zu vertreten. Zur Erreichung dieses Zweckes ist es nötig, sich folgende Fragen zu beantworten:

1. Wie sind die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts (soweit sie sich in Zahlenbelege fassen lassen) im Deutschen Reiche thatsächlich beschaffen?
2. Wie hat sich die gegenwärtige wirtschaftlich-soziale Lage des weiblichen Geschlechts entwickelt?
3. Wie verhalten sich die Forderungen der modernen Bewegung zu Religion und Staat?





I.

Statistische Thatfachen. *)

„Greif nur hinein ins volle
Menschenleben.“
Goethe, Faust.

Nach dem Statistischen Jahrbuche des Deutschen Reiches (XI. Jahrgang 1890) beziffert sich die weibliche Bevölkerung im Deutschen Reiche auf 23 922 000. Diesen 23 922 000 Personen weiblichen Geschlechts stehen 22 933 000 Personen männlichen Geschlechts gegenüber. Die Differenz der beiden Summen ergibt fast eine Million Ueberschuß auf Seiten des weiblichen Geschlechts.

Voreilig würde es sein, aus diesen einzelnen Angaben auf eine ungünstige Lage der weiblichen Bevölkerung zu schließen, und verkehrt, auf Grund dieses Ueberschusses die Forderung erweiterter Arbeitsbedingungen für das weibliche Geschlecht zu erheben (— eine Forderung, deren Berechtigung auf anderen Thatfachen beruht —), denn dieser Ueberschuß konzentriert sich nicht auf das heirats- und erwerbsfähige, sondern infolge der Langlebigkeit der Frau auf ein späteres Alter, wo die Erwerbsthätigkeit nicht mehr von Belang ist. Aus den Totalsummen, welche sämtliche Altersklassen vom Säugling bis zum Greise umfassen, kann man von den Verhältnissen der mittleren als der vorwiegend heirats- und erwerbsfähigen Altersstufen kein Bild gewinnen, ohne daß der Bestand dieser letzteren

*) Die zu Grunde gelegten Zahlen sind sämtlich den amtlichen Veröffentlichungen des K. D. Statistischen Büreaus entnommen.

gestellt wird, wie dies in der graphischen Darstellung Seite 9 geschehen ist.

Wir sehen in den beiden ersten Altersstufen bis fünf und von 5–10 Jahren das männliche Geschlecht überwiegen; in den Jahren von 10–15 wird das Gleichgewicht hergestellt; in der nächsten Altersstufe von 15–20 Jahren treffen wir bei 2 203 000 Männern und 2 234 000 Frauen auf den ersten weiblichen Ueberschuß von 30 000 und verfolgen denselben bis in die letzten Altersklassen.

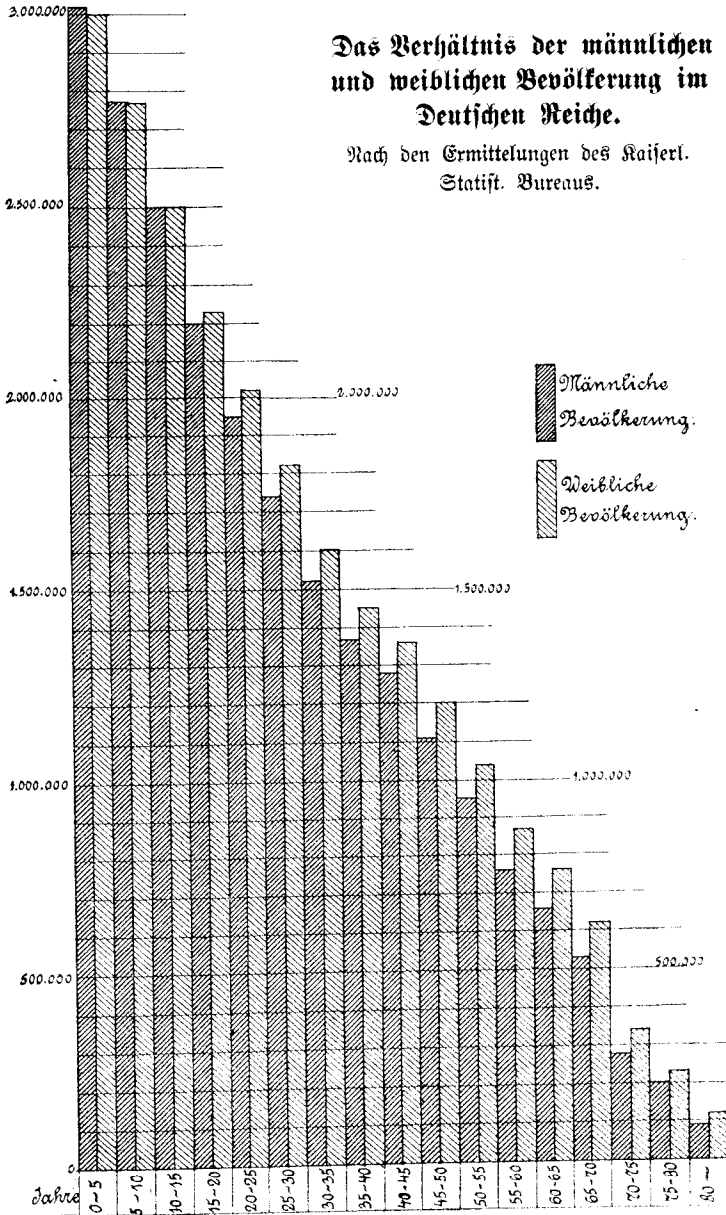
Altersklassen.	Absolute männl.	Zahl weibl.	Weiblicher Ueberschuß.
20—30	3 685 035	3 837 722	152 677
30—40	2 892 348	3 047 774	155 426
40—50	2 392 841	2 562 619	169 778
50—60	1 710 415	1 908 490	198 075
60—70	1 188 529	1 374 505	186 000
70—80	478 112	567 468	89 000
80 und darüber	88 516	113 939	25 423

Aber auch dieser Vergleich des Bestandes der einzelnen Altersstufen erscheint unzulänglich, um zu beurteilen, ob die Lebenslage der weiblichen Bevölkerung mehr oder weniger günstig ist. Die Aussichten des weiblichen Geschlechts sind mit der Alternative: eheliche Versorgung oder unfreiwillige Selbständigkeit erschöpft. Ob nun die Aussicht auf eheliche Versorgung günstig ist oder nicht, kann deshalb nicht aus dem Vergleiche des Bestandes der einzelnen Altersstufen erhellen, weil letztere für die Geschlechter von verschiedener Bedeutung sind. Der Eintritt in das 16. Jahr, das Alter der Ehemündigkeit, ist für das weibliche Geschlecht, im Gegensatz zu dem männlichen, mit Versorgungsmöglichkeit gleichbedeutend, wir haben bereits im Alter von 16 bis noch nicht 20 Jahren 26 886 verheiratete Frauen.

Vergleichen wir zur Beurteilung der Versorgungsmöglichkeit des weiblichen Geschlechts den ehemündigen Bestand der

Das Verhältnis der männlichen und weiblichen Bevölkerung im Deutschen Reich.

Nach den Ermittlungen des Kaiserl. Statist. Bureau's.



Gesamtbevölkerung, so stehen 15 200 000 Frauen von 16 Jahren und darüber 12 440 000 Männern von 20 Jahren und mehr gegenüber. Die Differenz beträgt 2 760 000. Dieser Abstand hat wiederholt zu dem Irrtum verleitet, als hätten wir einen absoluten Ueberschuß von mehr als zwei Millionen Frauen. Es darf hier nicht übersehen werden, daß die Zahl der ehemündigen Personen weiblichen Geschlechts den Bestand von vier Altersjahren (16.—19. incl.) mehr umfaßt, und daß diese jugendlichen Altersjahre gerade zu den zahlreichsten gehören. Der Bestand dieser vier Altersjahre 1 786 000 Personen weiblichen Geschlechts findet sein fast absolutes numerisches Gegen- gewicht in 1 762 000 Personen männlichen Geschlechts der- selben Altersjahre. Wollen wir also den absoluten unter allen Umständen zur Selbständigkeit gezwungenen weiblichen Ueber- schuß feststellen, so müssen wir von der Differenz der gesamten ehemündigen Bevölkerung (2 760 000) zunächst den weiblichen Bestand der Altersjahre von 16—19 incl. mit 1 786 000 ab- ziehen, dann bleiben 974 000 Personen weiblichen Geschlechts. Dieser Ueberschuß verteilt sich auf alle ehemündigen Klassen und zwar in steigender Verhältniszahl.

Auf 100 Männer von 30 Jahren kommen	104	Frauen.
" " " " 40 " "	105	" "
" " " " 50 " "	107	" "
" " " " 60 " "	111	" "
" " " " 70 " "	115	" "
" " " " 80 " "	118	" "
" " " " über 80 " "	128	" "

Dieser Ausführung könnte entgegengehalten werden, daß man den männlichen und weiblichen Bestand der Altersstufe 16 - 20 wohl numerisch aber nicht praktisch, d. h. mit bezug auf Versorgungsmöglichkeit vergleichen darf, daß man den ehemündigen weiblichen nur ehemündige männliche Personen -- also von 20 Jahren an -- gegenüberstellen kann. Un- zweifelhaft ist dem so. Diese Thatsache wird aber durch die andere kompensiert, daß der Vorsprung, den das weibliche

Geschlecht in der Entwicklung hat, durch früheren Stillstand in der Leistungsfähigkeit ausgeglichen wird; mit anderen Worten, daß das weibliche Geschlecht zwar früher ehemündig wird, das männliche aber länger heiratsfähig bleibt.

Das Verhältnis wird noch deutlicher, wenn wir aus der gesamten ehemündigen die heiratsfähige Bevölkerung aussondern.

Wir haben 10 344 000 Frauen von 17--50 Jahren; ihnen stehen, das männliche Heiratsalter von 20--60 Jahren abgegrenzt, 10 680 000 Männer gegenüber. Wollen wir angesichts der erschwerten Eheschließung die natürlichen Grenzen verschieben und das männliche Heiratsalter von 25 70 abgrenzen, so stehen den 10 344 000 Frauen von 17--50 Jahren 9 924 000 Männer gegenüber. Selbst bei dieser willkürlich verschobenen Abgrenzung würde der Ueberschuß der Frauen bis 50 Jahr doch nur 420 000 betragen, eine Summe, welche im Haushalte der Gesellschaft nicht nur leicht verwendet werden, sondern schwerlich genügen dürfte, wenn nicht die Zahl verfügbarer Hände durch Witwen vergrößert würde. Wir haben, um von Krankenpflegerinnen ganz abzusehen, allein 1 282 000 weibliche Diensthöten. Greifen wir aber auf die natürlichen Grenzen zurück, so erkennen wir, daß offenbar die Kompensationstendenz der Geschlechter besteht. Das Gleichgewicht zwischen ihnen wird immer wieder hergestellt; selbst der männermordende Krieg stört diese göttliche Ordnung nur unmerklich und ganz vorübergehend. Im Gegensatz hierzu neigt aber die kulturelle Entwicklung dahin, eine Verschiebung des von Gott gewollten Verhältnisses herbeizuführen. Dies lehrt die Betrachtung des aktuellen Standes der Bevölkerung an der Hand obiger Ausführungen.

In Wirklichkeit haben wir nicht 420 000 ledige Frauen im heiratsfähigen Alter, sondern 4 Millionen und $\frac{1}{2}$ Million verwitwete Frauen, in Summa also 4 500 000. Ziehen wir die gesamte ehemündige weibliche Bevölkerung von 16 Jahren an in Betracht, so steigt die Zahl der ledigen Personen auf

5 500 000 (hierzu kommen noch 2 Millionen verwitwete Frauen). Diese Zahlen durch den Hinweis abschwächen zu wollen, daß wahrscheinlich sich noch viele davon verheiraten werden, verrät Mangel an Ueberblick. Während sich wahrscheinlich noch viele verheiraten, rückt mit mathematischer Gewißheit die Generation der 15 jährigen vorwärts und vergrößert mit Eintritt in das 16. Jahr, also in das heiratsfähige Alter, die Zahl der 5 500 000.

Ziehen wir den absoluten Ueberschuß mit 420 000 von den 4 500 000 heiratsfähigen Frauen ab, so bleiben 4 080 000 Frauen, welche ihre natürliche Versorgung, ihren natürlichen Wirkungskreis und Beruf nicht finden, weil ebensoviel Männer zwar vorhanden und heiratsfähig, aber nicht heiratswillig sind. Im Prozentsatze ausgedrückt: Von je 100 ehemündigen Frauen bleiben 39,3 ledig, nicht weil heiratsfähige Männer fehlten, sondern weil sie nicht heiraten. Auf die Ursachen dieses Thatbefunds gehen wir später ein; die nächsten Folgerungen drängen sich sofort unabweislich auf.

Ehelosigkeit bedingt im Leben Selbständigkeit. Wo dem weiblichen Geschlechte der natürliche Versorger fehlt, ist es auf Almosen oder Selbsthilfe angewiesen: die körperlich und sittlich Gesunden wählen das letztere, betonen folgerichtig ihre Berechtigung zur Arbeit und Bildung und verlangen Erweiterung ihrer Erwerbsgebiete.

Auf diese Forderung zu entgegnen: „Das Weib gehört ins Haus,“ ohne ihr jedoch ein solches aufzuthun, ist ebenso billig, wie zu behaupten, wirtschaftliche und geistige Hebung müsse das Geschlecht sittlich beeinträchtigen (unweiblich machen) — und den Beweis dafür schuldig zu bleiben. Nicht wertvoller ist die Mahnung: Sind wir den von der Natur gewollten Zuständen entfremdet, so laßt uns umkehren, *retour-nons à la nature!*, es sei denn, daß man dieser Warnung die Weisung beifügt, wie dies zu machen sei, wie wir mit den Fortschritten der Technik aufräumen und auf dem Strome der Zeit zurückschiffen sollen zu jenen Tagen, wo Eva spann.

Bis diese Weisung erteilt und ausgeführt sein wird, müssen die ledigen Frauen selbständig sein und, wofern sie nicht von Zinsen oder Renten oder Almosen leben, durch eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben.

Werfen wir einen Blick auf die Lage der weiblichen Bevölkerung unter dem Gesichtspunkte der Versorgung durch Ehe oder Berufsarbeit.

Die Einteilung der Gesamtbevölkerung in vier Berufsgruppen ergibt folgenden Thatbestand:

	männlich	weiblich
I. Erwerbsthätige	13 372 905	4 259 103
II. Angehörige (in der Familie Lebende)	8 082 973	16 827 722
III. Gefinde für häusliche Dienste, im Hause der Herrschaft wohnhaft	42 510	1 282 414
IV. Berufslos Selbständige (Rentner, Pensionaire) und Anstalts-Zusassen (v. Armen-Siechen-Waisen-Irren-Straf- und Besserungs-Anstalten)	652 361	702 125

Vergleichen wir die Beteiligung der beiden Geschlechter an diesen Gruppen, so sehen wir, daß das weibliche Geschlecht nur den dritten Teil an „Erwerbsthätigen“ zählt, hingegen eine doppelt so große Zahl wie bei den Männern erwerbslos (wenn auch nur zum Teil arbeitslos) in der Familie als „Angehörige“ lebt.

Zu dem häuslichen Gefinde stellt das männliche Geschlecht nur 42 000, das weibliche 1 282 000.

In der letzten Gruppe finden wir unter den berufslos Selbständigen, von Zinsen, Renten oder Pension Lebenden 371 348 Männer und 439 110 Frauen. Am auffallendsten überwiegt das weibliche Geschlecht unter den „von Unterstützung Lebenden“, d. h. den Almosen-Empfängern; hier kommen auf 50 139 Männer 127 716 Frauen. In Wohltätigkeits- und Versorgungsanstalten zählen wir 15 565 männliche und die doppelte Zahl weiblicher Zusassen. Diese Zahlen sind berecht, sie zwingen zu dem Schlusse: Wer zur

wirtschaftlichen Hebung des weiblichen Geschlechts beiträgt, entlastet Staats- und Gemeindefiskus. In den Armenhäusern stehen 12 463 Männern nur 15 212 Frauen gegenüber. In Siechen- und Irrenanstalten überwiegt bei 21 771 Frauen und 21 932 Männern das männliche Geschlecht um ein wenig, in den Straf- und Besserungsanstalten aber bedeutend: auf 10 409 Frauen zählen wir 58 753 Männer.

Teilen wir die vierte Gruppe der 4 259 000 weiblichen Erwerbstätigen nach ihrer Thätigkeit in fünf Berufs-Abteilungen, so entfallen auf:

1. Freie Berufe	115 272
2. Häuslicher Gesindedienst in fremden Haushaltungen und Lohnarbeit wechselnder Art	183 836
3. Handel und Verkehr, Gast- und Schankwirtschaft	298 110
4. Industrie	1 126 976
5. Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei	2 534 909

Untersuchen wir die Beteiligung des weiblichen Geschlechts im Vergleich zum männlichen an einzelnen Berufs-Arten, so sehen wir, daß ein unbedingter kausaler Zusammenhang zwischen dem Geschlechte und der Arbeitsfähigkeit, bezw. Berufswahl nicht nachzuweisen ist. Im allgemeinen überwiegen bei der Arbeit, welche Körperkraft erfordert, die Männer, die Frauen hingegen da, wo Handgeschicklichkeit nötig ist. Im Widerspruche hierzu steht z. B. die Thatsache, daß in der Kunst- und Handelsgärtnerei 53 000 Männer, aber nur 6 000 Frauen, im Uhrmachergewerbe 27 000 Männer und 1 000 Frauen, in der Bäckerei und Konditorei 190 000 Männer und 12 000 Frauen beschäftigt sind, ferner daß die Männer das Friseurgewerbe mit 37 100 gegen 3 438 Frauen beherrschen, obgleich es nur Geschicklichkeit erfordert, die Frauen hingegen den Beruf der Wäscherei, welcher Anstrengung erfordert, betreiben. In keinem sogenannten männlichen Berufe macht aber die Frau dem Manne annähernd solche Konkurrenz, wie umgekehrt der Mann der Frau im Nähge-

werbe. In dem eigentlichen unfruchtbaren Gewerbe der „Näherinnen“ freilich finden wir keinen einzigen männlichen Konkurrenten, umsomehr aber in der einträglichen Schneiderei; $\frac{3}{4}$ dieses Erwerbsgebiets ist von Männern besetzt.

In folgenden Berufsarten, nach der absoluten Zahl des weiblichen Bestandes geordnet, sind thätig:

	männlich	weiblich	
Befleidiungs-Gewerbe.	Näherei	— —	307 000
	Schneiderei	263 000	84 000
	Buß, künstl. Blumen und Federn	3 000	36 000
	Konfektion. Wäsche	8 000	28 000
	Handschuh, Kravatten, Hosenträger, Korsett	9 000	120 000
	Schuhmacherei	445 000	9 000
Textilindustrie	Hut- und Mützenfabrikation. Filz.		
	Pelz	29 000	6 000
Berufs- Mittel.	Textilindustrie	582 000	350 000
	GesindeDienst in fremden Haushaltungen	48 000	122 000
	Wechselsende Lohnarbeit	173 000	70 000
Handelsgewerbe (Geld-, Kredit-, Waren- und Produktenhandel, Buch-, Musikalien-, Zeitungshandel, Antiquariat, Händerhandel, Kommission, Agentur, Verleihung, Aufbewahrung, Wasserergeschäft.)	834 706	176 000	
Beherbergung und Erquickung	281 000	108 000	
Kleinauflage-Gewerbe.	Wäscherei	3 599	104 000
	Haarpflege (auch Bader)	37 100	3 438
	Wadeanstalten	1 894	1 117
Nahrung und Gemüßmittel	693 000	66 000	
Papier- und Leder-Industrie	196 000	34 000	
Holz- und Schweißwaren	555 000	26 000	
Industrie der Steine und Erden (Gewinnung und Bearbeitung von Marmor, Steine, Schiefer, Kies, Sand, Lehm, Thon, Fabrikation von Porzellan, Fayence, Glas.)	342 000	20 000	

	männlich	weiblich
Metallverarbeitung (Verarbeitung edler und unedler Metalle, Gold- und Grob schmiedearbeit, Radler- waren, Schlosserei, Draht-, Nägel-, Stahl- federn-Fabrikation.)	531 000	20 000
Bergbau	424 719	14 000
Post. Telegraph. Eisenbahn . .	144 000	2 000
Polygraphische Gewerbe. Photo- graphie (Buchdruck, Holzschnitt, Stein- und Farben- druck, Photographie.)	64 000	6 806
Chemische Industrie (Die Herstellung chemischer, pharmaceu- tischer, photographischer Präparate, Explo- sivstoffe, Zündwaren.)	53 000	6 000
Baugewerbe	1 020 000	6 000
Maschinen, Instrumente, Apparate . (Schußwaffen, Zeitmessungsinstrumente, musikalische Instrumente, Beleuchtungsin- strumente.)	297 000	6 000





II.

Die historische Entwicklung.

Neue Formen — Alter Geist!

I. Die älteste Zeit.

Den ältesten Bericht über unsre Vorfahren, auch über die Arbeit und Stellung des germanischen Weibes giebt uns die „Germania“ des Tacitus. Die Entwicklung des Zustandes, den er vorfand, ist für uns in Dunkel gehüllt; wir können von der Betrachtung wilder Horden der Gegenwart Rückschlüsse machen, wie die Forschung über die Urgeschichte der Familie³⁾ dies thut, aber diese Schlüsse können nicht für unanfechtbar gelten. Thatsächliches wissen wir erst durch Tacitus, welcher der absichtlichen Schönfärberei zwar angeklagt, aber nicht überführt worden ist, sodaß wir ihn für glaubwürdig zu halten berechtigt sind.

Zu seiner Zeit haben sich die wilden Horden schon zu Stämmen entwickelt, welche sich durch bestimmte Namen unterscheiden. Sie sind bereits organisiert. Zur Häuptlingswürde berechtigt der Geburtsadel; der Tapferste wird zum Feldherrn gewählt. Priester und Priesterinnen erforschen und verkündigen den Willen der Götter, die häufig blutige Menschen- und Tieropfer heischen. Freie und Unfreie, Herren und Knechte giebt es bereits.

Streckenweise hat der Urwald der Wiese, dem Acker weichen müssen. Auf solcher Lichtung sehen wir viele Hütten einzeln verstreut, von Acker und Weideland umgeben. Es ist ein germanisches Dorf. Die Hütten zeigen im Bau nur geringe technische Fertigkeit. Rohes Gebälk ist verankert und

der Zwischenraum mit Erde ausgefüllt. Ein großer Raum unter der Hütte birgt Vorräte, dient auch wohl zum Aufenthalte für Menschen oder Vieh.

Auf dem Felde sehen wir Frauen, Greise und Kinder geschäftig, das Land zu bestellen; auf der nahen Wiese weidet die Heerde, der Stolz und Reichtum des Germanen. Der Krieger und Hausherr liegt in der Hütte auf einer Bärenhaut und starrt ins Feuer, den Metkrug neben sich; ihm wäre es eine Schande, Härte oder Grabscheit zu führen. Seine Aufgabe ist der Kampf; seine Lust die Jagd und das Würfelspiel. Krieg oder Müßiggang! ist seine Losung. Mut, Wahrheitsliebe, Kraft und Treue zeichnen ihn aus, Trotz, Trunksucht, Spielmut sind seine Fehler.

Und wie steht das Weib inmitten dieser Männer? Wir wissen, daß der Starke leicht großmütig und mäßig, der Schwächling aber feige und zugleich brutal lüstern ist, wo er ungestraft zu bleiben glaubt. Diese psychologische Wahrheit finden wir durch Tacitus bestätigt.

Der starke Germane, in Monogamie lebend, hält das Weib, das faktisch sein Eigentum ist, hoch. Er sieht nicht eine Skavin, sondern eine Gefährtin (*socia*) in ihr. Die Geschenke, welche er der Gattin entgegenbringt, sind charakteristisch für den Ernst, mit welchem er das Ehebündnis schließt, und für die Würde, welche er der Gattin zuerkennt. Er bringt ihr nicht Pug und eitlen Tand, sondern Schild, Schwert und Speer, ein paar Kinder durch gleiches Joch verbunden (*con-iunx. coniunx*), ein gezäumtes Roß: sie wird die Gefährtin seiner Gefahren. Wie die Frau äußerlich in Kleidung und Größe dem Manne gleich ist, so ist sie auch seiner Gedankenwelt verwandt. Er verachtet ihre Warnung nicht, sondern hört gern ihren Rat, denn er sieht etwas Heiliges und Ahnungsreiches in ihr (*sanctum aliquid et providum*). Um ihr Schicksal mehr besorgt, als um sein eigenes, wird er durch ihre Gefahr zum Kampfe angefeuert: Tacitus erzählt, wie die Klagen der Weiber wankende Schlachtreihen zum Stehen gebracht haben.

Kraftvoll, treu, ernst, so treten unsere heidnischen Vorfahren in Taciti „Germania“ vor uns hin. Sie fordern den Vergleich mit der Gegenwart heraus, wie damals mit dem Römischen Reiche; ein Vergleich, der dem Tacitus die Worte eingiebt: „Nemo enim illic vitia ridet“ — ein Lob der Germanen, das zur schweren Anklage seines Volkes wird.

„Nemo enim illic vitia ridet“, „dort freilich lacht niemand über das Laster“ wir sehen das düsterernste, feusche Germanien und das sittenlose Rom: in dem Vergleiche liegt in perspektivischer Verlängerung das Ende zugespitzt.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

2. Durch das Mittelalter zur Neuzeit.

Die Anwesenheit der Römer im germanischen Lande konnte nicht ohne Wirkung bleiben; sie waren Träger einer Kultur, die Germanen Barbaren. Wohin die Römer kamen, errichteten sie vor den Augen der Germanen Denkmäler ihrer Kunst. Sie bauten Brücken und Straßen, warfen Grenzwälle auf, errichteten steinerne Mauern, Kastelle und Thore, Denkmäler, welche ihr Andenken späteren Geschlechtern vermittelten. Die Germanen lernten von ihnen; sie sahen neue Geräte, mit denen man Steine bearbeitete, vor ihren Augen wurden Stämme in den Fluß gesenkt und durch Querbalken zum Brückenjoch verbunden; Nachahmungstrieb ließ sie dieselbe Arbeitsweise versuchen und damit das Feld ihrer Thätigkeit erweitern.

Die technischen Fortschritte in der Baukunst kamen bald auch den Hütten zu gute. Man lernte Schnee und Regen den Eingang wehren und sich wohnlicher einrichten. Bald werden auch neue Bedürfnisse in bezug auf Nahrung und Kleidung empfunden, deren Befriedigung dem Weibe zufällt. Die Summe der Thätigkeit wächst nach außen und nach innen: Naturgemäß übernimmt das Weib, durch Mutterpflicht an das Haus gefesselt, die Berrichtung im Innern und in der nächsten

Umgebung der Heimstätte, der Mann hingegen mehr und mehr die Arbeit, welche physischen Kraftaufwand erfordert. Damit ist eine Teilung der Arbeit angebahnt, welche das Weib in das Haus, den Mann hinaus führt.

Diese Teilung der Arbeit bedingt keineswegs eine Zurücksetzung des Weibes, führt keineswegs eo ipso zu einer solchen, (die Germanin war die „*socia*“ des Mannes, nicht seine Sklavin), dieselbe wird erst eintreten, wenn die Bedeutung der physischen Kraftleistung des Mannes derartig wächst, daß die häusliche Leistung des Weibes dadurch in Schatten gestellt wird. Die Schätzung der physischen Kraft ist der Faktor, von welchem die Stellung des Weibes wesentlich beeinflusst wird. In dem Maße wie die Kraftleistung im Werte steigt, sinkt die Schätzung der Leistung des Weibes; in eben dem Maße tritt der Mann in den Vordergrund, das Weib in den Hintergrund. Nun sehen wir die physische Kraft aber schnell im Werte steigen, denn der Umstand, unter welchem sie ausschlaggebende Bedeutung erlangt, der Kampf, läßt nicht auf sich warten. Je mehr die Zahl der Menschen wächst, je näher sie sich im Raume rücken, je mehr der Besitz von allen Seiten begehrt und bedroht wird, umsomehr Anlaß zu Kampf und Streit ist gegeben, um so größer wird das Schutzbedürfnis, um so wertvoller die von der Waffe unterstützte männliche Kraft. Den Entwicklungsgang des Verhältnisses der Geschlechter können wir vorschauend dahin zusammenfassen: je kriegerischer die Verhältnisse sich gestalten, umsomehr wird der Mann an Bedeutung gewinnen, das Weib verlieren.

Mit bewaffneter Faust verteidigt der Mann Weib und Kind, Hütte und Heerde; eine natürliche Folge ist es, daß er über das Weib, welches er beschützt, in der Hütte, die er verteidigt, herrscht. Die Waffe wird sein Szepter.

Dieser Gedanke und der Hinweis auf das Lustgefühl, welches die Kraftbethätigung im Kampfe weckt, erklären die unvergleichliche Werthschätzung, welche die Waffe bei den Männern aller Zeiten bis auf den heutigen Tag gefunden hat.

Horatius Cocles ruft vor dem Sprunge von der Brücke: „Tiberine pater, te, sancte, precor ut haec arma et hunc militem flumine tuo accipias!“^{*)} Erst denkt er an seine Waffen, dann an sich. Virgil beginnt: „Arma virumque cano“ Die Helden geben ihrer Wehr Namen wie Freunden; Siegfrieds Name ist mit Balmung verknüpft; Roland hält in seiner letzten Stunde noch Zwiesprache mit Durandarten; tausend Jahre später dichtet ein junger Paladin der Freiheitskriege seine Schwertlieder und heute ruft Dahn: „Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes eigen!“

Wir nehmen den Faden wieder auf. Als die ersten Fortschritte die Teilung der Arbeit und damit die Trennung der Geschlechter auf wirtschaftlichem Gebiete herbeigeführt haben, markiert sich diese Trennung bei fortschreitender Zivilisation auch äußerlich. Die Tracht wird unterschiedlicher. Während bei den Männern das hemmende lange Übergewand wegfällt, die Kleidung sich dem Körper immer mehr anschmiegt und dadurch die Beweglichkeit begünstigt, wird das Gewand der Frau länger, faltenreicher, die Bewegung hemmender. Als das Haus größer wird, weist man den Frauen einen besonderen Teil, die Kemenate an.

Die Arbeit der Frau nimmt zu. Mit der Zeit wird sie auch feiner, zusammengesetzter. Soviel Frauenhände da sein mögen, sie finden vollauf Beschäftigung, denn noch nimmt keine Maschine der Hand irgend eine Verrichtung ab, kaum daß ein vervollkommenes Gerät sie erleichtert. Mühselig ist die Herstellung der einfachsten Speise: Nahrungsmittel, deren Vorhandensein uns jetzt selbstverständlich scheint, mußten erst im Hause produziert werden. Welche Umstände macht allein die Gewinnung des nötigen Mehlvorrats zu Brot und Brei! Die Körner wurden aus den Ähren geklopft, zwischen zwei Steinen gequetscht, um sie von den Hülsen zu befreien, dann zu Mehl zerrieben. Oder man schleift in zwei runde Steine von denen der unterste fest in der Erde liegt, konzentrische

^{*)} Livius, ab urbe condita II, X.

Löcher, führt eine gemeinsame, vom oberen Steine fest umschlossene Achse hindurch, welche in einen Ring ausläuft, dreht den oberen Stein über dem unteren und zerreibt so die Körner: man mahlt das Korn. In größeren Haushaltungen wird eine besondere Magd, die Mahl-Magd, zu dieser Verrichtung gehalten. Unausgesetzter Wartung bedurfte das Feuer, welches nachts unter der Asche glimmend erhalten werden muß, denn die Arbeit des Feuerzündens durch Reibung erforderte mehr Zeit und Kraft als jetzt die Zentralheizung eines Stadtviertels. Eine Fülle von Beschäftigung bringt der Frau auch die Herstellung der Kleidung; die Stoffe dazu, Leinen und Wolle, muß sie selbst herstellen. Der Flachs zu dem kostbaren Linnenschafte in ihren Truhen ist im Hause gehechelt, das Garn gesponnen worden. Das Zeug zu dem warmen Mantel, welchen der Mann trägt, hat sie selbst gewoben und gefärbt. Als der erwachende Schönheitsjinn die ersten Verzierungen erfindet, öffnet sich der Handarbeit ein Feld unabsehbarer Thätigkeit. Von fremden Kaufleuten, denen man kostbare ausländische Stoffe abkauft, kommen neue Muster, und als die Formenfülle und Farbenpracht des Orients durch die Kreuzzüge deutschen Augen sich erschließt, erhält die Phantasie Anregungen, welche den häuslichen Fleiß der Frauenhände in der stillen Kemenate, in der engen Klosterzelle zur Kunstarbeit verfeinern. Welche Fülle von unermüdlicher Sorgfalt, von schweigender Geduld liegt in der Frauenarbeit jener Zeit, aber auch welche Summe von Schaffensfreude und frohem Gelingen! Manich liebendes Gemüt wird reines Glück darin empfunden haben, dem Gatten und den Kindern alles zu beschaffen, von früh bis spät in unentbehrlicher Arbeit selbst unentbehrlich zu sein; manich fromme Seele wird himmelsfrohe Hingebung in der Arbeit gesucht und gefunden haben, welche bestimmt war, den Altar im hohen Dome zu schmücken, einer Kapelle als Wandbehang zu dienen, oder vom Priester als Messgewand getragen zu werden.

Die Frau ist auf das Haus beschränkt, aber diese Be-

Schränkung ist keine willkürliche, sondern eine natürliche, im Zeitbedürfnis begründete und darum beglückende. Das Haus ist ihre Welt, in der sie durch unentbehrliche Arbeit den festen Mittelpunkt bildet, und diese Welt giebt ihr alles, was sie zu ihrem Glücke braucht. Hieran ändert auch die fortschreitende Kultur des Mittelalters nichts. Die einzelnen Gehöfte wachsen zu Dörfern; befestigte Burgen mit ihrer Umgebung schutzbedürftiger Siedlungen erweitern sich zu Städten, welche die Teilung der Arbeit begünstigen. Das Handwerk kommt auf und monopolisiert in den Zunftbildungen gewisse Gebiete, jedoch ohne die Frauen auszuschließen.⁴⁾ Im Hause sind und bleiben sie Produzenten, Gütererzeugerinnen; sie spinnen, weben, nähen, schneiden, stricken und sticken, sie backen das Brot, sie halten Vieh und schlachten ein, sie kochen Seife, ziehen Lichte, brauen Bier, trocknen Backobst. Auch im späteren Mittelalter ist die häusliche Arbeit noch mit Umständlichkeiten verknüpft, von denen wir keine Vorstellung mehr haben. Ein kulturgeschichtlich wertvolles und zugleich anziehendes Bild einer Haupt- und Staatsaktion der Haushaltsführung alten Stils finden wir in der Beschreibung des Waschfestes der Frau von Bredow auf Hohenziak in Willibald Alexis' Roman: „Die Hosen des Herrn von Bredow“. Frau von Bredow mußte ein Lager in der Niederung aufschlagen, — jetzt läuft der Waschfrau das Leitungswasser in das Faß oder der Wagen der Dampfwascherei holt das Zeug ab und bringt es wieder!

Die Arbeitsteilung und die dadurch bedingte Lebensweise bleibt nicht ohne wesentliche Wirkungen auf beide Geschlechter. Die Aufgabe des Mannes erleichtert es ihm, die ursprüngliche Kraft zu wahren. Je näher die Menschen im Raume sich rücken, je feindlicher das Leben wird, desto mehr Gelegenheit zu Kraftleistungen ist dem Manne gegeben. Er lebt in der freien Luft, Stürmen trotzend, sich stählend. Selbst der geistliche Herr führt die Waffen, wie der Ritter, und der seßhafte Handwerker hat wenigstens eine lange Wanderzeit durchzumachen, ehe er in die „quetschende Enge“ der Straße einzieht. Ver-

gleichen wir die Lebensführung der Geschlechter, so erscheint der Mann verhältnismäßig ungebunden; wenigstens ist ihm die Möglichkeit eines freien Lebens nicht versagt. In der Frauenarbeit dagegen sehen wir mehr und mehr Geschicklichkeit an Stelle der Kraftleistung treten, und in dem Grade, wie dies geschieht, wird das Nervensystem auf Kosten der Muskulatur ausgebildet. Je mehr die Germanin, welche Tacitus dem Manne an Größe gleich kennt, in die Enge des Hauses gebannt und bei der Handarbeit hinter Bußenscheiben von Luft und Licht abgeschlossen wird, um so geringer wird der animalische Stoffumsatz und das davon bedingte Körpermaß. Die Frau bleibt im Wachstum hinter dem Manne zurück; sie wird kleiner, zierlicher, — aber auch geistig regsam.

Im Mittelalter, selbst in der poetisch angeregtesten Zeit von 1100—1300, finden wir keine produktive Beteiligung der Frau, weder an der Lyrik, noch an der Epik der Zeit. Rhoswita von Gandersheim ist eine vereinzelte Erscheinung, die sich aus einem zufälligen ungewöhnlichen Bildungsgange erklärt. Von ihren lateinischen Dichtungen abgesehen, sind nur drei kleine Gedichte geistlichen Inhalts von Dichterinnen auf uns gekommen. Ausgangs des Mittelalters finden wir zwar reproduktive literarische Frauenarbeit, Uebersetzungen ausländischer Romane, aber noch sind es nicht deutsche Frauen, welche die Feder neben der Nadel führen, sondern in Deutschland verheiratete Ausländerinnen.

Dies häusliche, sinnige Weib des Mittelalters steht zwischen der Heroine der taciteischen Zeit, welche dem Manne an Größe und Kleidung gleicht, Waffen als Hochzeitsgeschenk erhält, die Wagenburg bauen hilft, Waffen auf den Feind schleudert — und der redegewandten, selbständigen, gebildeten Frau der Gegenwart, deren Waffen im Kampfe ums Dasein Wort und Schrift sind. Wie hat das unproduktive Weib des Mittelalters sich zu der schreibseligen Frau der Gegenwart entwickeln können? Welche äußern Ursachen lassen sich erkennen?

Historisch schließen wir das Mittelalter mit Luther ab.

Für die Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Frau, mit welcher wir es hier zu thun haben, ist diese Grenze aber belanglos. Zwar läßt die Reformation auch die Frau aufatmen: aus geistigem Schlummer wird auch sie durch die Hammerschläge zu Wittenberg aufgerüttelt und als selbständige, verantwortliche Hüterin ihrer eigenen Seele vor ihren Gott gestellt. In geistlichen Dingen wird auch sie mündig erklärt, in weltlich-rechtlichen Dingen aber bleibt sie unmündig. Das Haus beschließt nach wie vor ihre Welt. Aus der geöffneter Klosterzelle tritt die Nonne nicht zum selbständigen Kampfe ums Dasein in das Leben, sondern das Haus nimmt sie auf. Dies Haus (in welchem die Frau nicht als Sklavin lebt, sondern als Herrin waltet) hatte die Arbeit der Frau in unveränderter Weise nötig. Die Hausfrau war Güter-Erzeugerin, nicht nur Erhalterin. Dieser Zustand überdauert um zwei Jahrhunderte die historische Grenze des Mittelalters. Auf wirtschaftlichem Gebiete grenzt nicht das historische Ereignis, sondern der technische Fortschritt die Perioden ab. Wollen wir auf diesem Gebiete nach dem Vorbilde der Geschichte Zeitabschnitte markieren, so können wir von der Verwertung der Dampfkraft im 18. Jahrhundert an die neue, von der Ausbildung der Elektrotechnik an die neueste Zeit datieren.

Jede Erfindung, welche eine Umwälzung auf dem Arbeitsgebiete bewirkt, hat soziale Folgen; sie beeinflusst die Gesellschaft. Mit der Erfindung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhls im vorigen Jahrhundert ist der Weg beschritten, welcher notwendig zur Emanzipation der Frau führen muß, denn mit diesen Erfindungen ist der mittelalterlichen Frauenarbeit die Wunde geschlagen, an der sie langsam verbluten muß. Die Maschine produziert schneller, billiger. Näh- und Strickmaschinen entwerten bald darauf die intime Handarbeit der Frau. Auch auf die Haushaltsführung übt die Maschine umgestaltende Wirkung: Die Gütererzeugung im Hause hört auf; die Maschine besorgt sie an Zentralstellen (Fabriken); aus Produzenten werden die Frauen Kon-

strumenten. Sie werden aus ihren Arbeitsgebieten verdrängt, ohne daß sich ihnen Ersatz böte, die Maschine depossidiert sie. Das Haus muß sich öffnen und diejenigen Frauen, welche es nicht mehr als Produzentin warten kann, entlassen. Sie „muß hinaus ins feindliche Leben“, muß selbständig den Kampf ums Dasein bestehen. Wir haben bereits $4\frac{1}{2}$ Million erwerbsthätige Frauen, ohne weibliche Dienstboten.

Wenn die Maschine uns aus unsern altüberkommenen, traditionellen Begriffen von Frauenarbeit aufrüttelt, wenn sie damit als eigentliche Erregerin der beunruhigenden sozialen Frauenfrage erscheint, so leistet sie andererseits der Menschheit auch einen Dienst. Der technische Fortschritt hat, wie jedes Ding, zwei Seiten: ein Für, ein Wider. Die Maschine vermindert die Bedeutung der physischen Kraftleistung, nivelliert die Schätzung der Arbeit beider Geschlechter und bringt sie einander dadurch wirtschaftlich-sozial näher. Vor der Maschine sind Mann und Frau gleich.

Wir können vorschauend die Entwicklung des sozialen Verhältnisses der Geschlechter in der neuen Zeit dahin zusammenfassen: je industrieller ein Staat ist, um so eher wird ein Ausgleich möglich werden.

3. Die Gegenwart.

3. Die Maschine ist es, welche der Gegenwart den Stempel aufgedrückt hat, mit andern Worten: wir stehen in dem Zeichen der Zentralisation. Für ganze Häuser ist die Wärmebereitung, für ganze Städte die Licht- und Wasserversorgung zentralisiert. Auf Kosten des Handwerks wird in der Fabrik die Arbeitskraft, im Kapital gehäufte Arbeit in Geldform zentralisiert. Die Bevölkerung gruppiert sich mehr und mehr um Zentren; die großen Städte saugen die Landbevölkerung auf. Diese Neigung zur Zentralisation beeinträchtigt die individualistische Arbeitsweise und damit das Familienleben. In den verödeten Arbeiterwohnungen ist das Herdfeuer erloschen, Mann, Frau, Kind arbeiten in der Fabrik hinter Maschinen, man ist in der Fabrik oder in der Volksküche:

das Heim dient zur Schlafstelle und besteht häufig nur aus einer solchen. Auch in den besseren Ständen treffen wir schon hier und da den erkalteten Herd. Das Essen wird der Billigkeit halber aus dem Speisehause geholt. Die Billigkeit einer Einrichtung ist meist ausschlaggebend; sobald die Zentralisation der Heizung, der Beleuchtung, der Speisebereitung sich als Ersparnis herausstellen wird, ist ihre Durchführung sicher. Die entschwundene Poesie des Herdfeuers wird dann nur noch in Elegien fortleben, vielleicht auch willkommenen Stoff zu einer neuen Dichtungsart, einer sozialistischen Poesie bilden, welche das „Song of the shirt“ wirkungsvoll eröffnet hat.⁵⁾

So weit sind wir in Deutschland noch nicht, aber der zentralisierende Einfluß der Maschine, welcher die häusliche Frauenhand entlastet, indem er die Gütererzeugung in die Fabrik verlegt, wird in der veränderten Haushaltsführung jedem klar, der sehen will. Die mittelalterliche Mahlmagd giebt es nicht mehr; Dampfmühlen und Dampfbäckereien haben die Arbeit übernommen, das Brot kommt fertig in's Haus. Lichte und Seife schickt der Lieferant; Suppe, Fleisch, Hülsenfrüchte, Milch hält man als Extrakt, als Pulver oder Konserven vorrätig. Aus dem Gutshause selbst verschwindet die Milchwirtschaft; die nächste Molkerei übernimmt sie und liefert dem Gute den nötigen Bedarf an Butter und Milch.

Es würde dennoch ein Irrtum sein, von der entlastenden Wirkung der Maschine auf eine gegenwärtige absolute Arbeitslosigkeit der Frau zu schließen. In der Gegenwart ist die Wirkung der Maschine zum guten Teil noch aufgehoben. Die Frauen der unteren Stände sind als „billige Hände“ in Landwirtschaft und Industrie begehrt, und in den bevorzugten Klassen, welche noch ein Familienleben führen können, ist die verwaltende Thätigkeit der Hausfrau eine vielseitigere geworden. Die elementare Arbeit ist durch verfeinerte Leistungen ersetzt. Durch die ausgedehnte Berührung mit anderen Kulturländern auf dem Wege des Dampfverkehrs haben sich neue Bedürfnisse eingestellt, der standard of life ist auch in den Mittelständen

derartig gehoben, daß die Haushaltsführung an die umsichtige Güterverteilung, an Geschmaç und Bildung der Frau bedeutende Ansprüche macht. Sie ist der Kopf und das Herz, wenn auch nicht mehr die Hand des Haushalts.

Zeit kostet auch die Befriedigung des Bildungsbedürfnisses, welches wir bei der modernen Frau als selbstverständlich voraussetzen. Ist sie dazu auch Mutter, hat sie als Heiligtum des Hauses eine Kinderstube zu verwalten, so ist ihr Tagewerk unerschöpflich. Solange die Kinderstube belebt ist, so lange hat die Haus- und Familienmutter ein Feld der Thätigkeit, für welches sie nie zuviel Zeit, Umsicht, Bildung haben kann. Die Kinderstube ist ein unerschöpfliches Arbeitsgebiet; der rechte Dienst darin das Höchste, was die Frau leisten kann, Gottesdienst und Dienst an der Menschheit. In der Kinderstube ist der Punkt, den wir, über die Ebene oder auf das Meer schauend, vergeblich zu fassen trachten, der Punkt, wo der Himmel die Erde berührt.

Aber die Kinder wachsen heran; die Frage taucht auf: Was wird aus den heranwachsenden Töchtern? Zunächst wollen sie beschäftigt sein. Gewohnheitsmäßig kommt der Haushalt als natürlichstes Gebiet zuerst in Frage. Dann wird der nachdenklichen Mutter, vielleicht im Vergleich mit ihrer eigenen Jugend oder mit großmütterlichen Erzählungen ein Wandel fühlbar; bewußt oder unbewußt empfindet sie die Wirkung der Maschine als dahingehend, die Hände zu entlasten, die Gütererzeugung zu zentralisieren und damit die häusliche Arbeit zu verringern.

An diese interne Wirkung der Maschine können wir uns nur schwer gewöhnen. Die „reizende Geschäftigkeit“ der Hausfrau mutet uns viel mehr an, als ihr männlich-kaufmännisches Quellen-Studium für den Bezug der Vorräte. Und doch ist die der Zeit entsprechendste, daher rationellste und billigste Art der Haushaltsführung und Güterverteilung jetzt angezeigt als je. Mit der Verfeinerung des Lebens, mit der Steigerung der Ansprüche und Bedürfnisse hat die Er-

weiterung der Erwerbsverhältnisse nicht Schritt gehalten, die Ansprüche sind über das Einkommen hinausgewachsen. Wohl aber geht mit den gesteigerten Bedürfnissen eine gesteigerte Gemüthsucht Hand in Hand, eine Unfähigkeit zu entbehren, eine Unfähigkeit zu tragen und zu ertragen, welche der Hauptfeind der Familie und der Familiengründung ist. Für ihn selbst genügt des Mannes Einnahme, aber sich einschränken, sich etwas versagen, um abgeben zu können, will nicht jeder; mit Recht fürchtet der Mann auch die Buzsucht und Vergnügungssucht der jungen Damen, ohne daß jedoch durch diesen Umstand die anspruchslosen, arbeitenden Mädchen mehr Beachtung fänden. Kinder werden von dem Gemüthsüchtigen nicht ersehnt, denn sie bringen Last und Sorge. Die Aussichten für Söhne sind im Staatsdienst und in freien Berufen schlecht, überall erschwert lebhaftere Konkurrenz in Folge der Uebervölkerung das Fortkommen, — die Töchter verheiratheten sich nur schwer und verursachen Kosten durch ihre Ausbildung — kurz, die Furcht vor Entbehnung oder Lasten schreckt von der Familiengründung ab, die Eheschließungen nehmen ab.

Diese Thatsachen sind allgemein bekannt. Die Zahl der ledigen, unfreiwillig selbständigen Personen weiblichen Geschlechts ist groß und führt notwendig zu der Forderung des gleichen Rechtes zur Arbeit und Bildung für Mann und Weib. Umsichtige Eltern beugen vor, erziehen ihre Töchter zu der Möglichkeit selbständiger Lebensstellung und geben ihnen damit die tröstliche Aussicht, im Nothfalle erwerben, auf alle Fälle aber den Segen ernster Berufsarbeit auch dann genießen zu können, wenn sie die Freuden des Familienlebens entbehren müssen. Ein Leben ohne Inhalt ist ein Gut von zweifelhaftem Werte, nicht daß wir leben, wie wir leben ist wichtig, und nur diejenigen Eltern werden dauernd den Dank ihrer Töchter ernten, welche bemüht sind, ihnen zu einem inhaltsvollen Dasein zu verhelfen und dadurch zu verhüten, daß sie wie die Lilien auf dem Felde vegetieren, von denen es heißt, sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der himm-

lische Vater nähret sie doch. Der Jugend dünkt ein solches Leben ein Rosenpfad, hat aber das alternde Mädchen keinen Beruf, der es bei munterer Arbeit im Gleichgewicht hält, indem er Ersatz für Versagtes bietet, so wird es leicht zu der bitteren oder schwermütigen Frage kommen: „Is life worth living?“

Je mehr die Zahl der Frauen wächst, welche einem selbstständigen Leben ruhig und freudig, weil berufstüchtig, entgegensehen, um so eher wird die irrige Ansicht verschwinden, daß ein eheloses Frauenleben ein unglückliches und „versehltes“ sein müsse. Es giebt wichtige, unentbehrliche, praktische Leistungen im Dienste der Gesellschaft, wie Jugenderziehung, Armen- und Krankenpflege, welche gerade den Ledigen vorbehalten scheinen, und über diesem praktischen Dienste an der Gemeinde steht die große allgemeine Aufgabe, den Ewigkeitsgehalt des Menschen in sich auszureifen, eine Aufgabe, welche auch von der glücklichsten Gattin nur individuell gelöst werden kann. Mithin erscheint die rechte, wahre Ehe wohl als eine vorzügliche Uebung in christlichen Tugenden, aber doch nicht als der absolute Weg zur Heiligung und Vollendung. Und wenn dies schon von der rechten, beglückenden Ehe gilt, wie viel mehr von der Familiengründung, welche nicht zu einer solchen führt, welche von vornherein einerseits oder beiderseits auf Lüge, Betrug, Berechnung ruht und ebenso wenig Aussicht auf sittliche Vervollkommnung bietet, wie irgend eine andere unlautere Finanzspekulation.

Werden die Töchter dahin geleitet, all ihre Fähigkeiten möglichst auszubilden, um selbständig sein zu können, so werden sie im Falle der Verheirathung häuslichen Pflichten um so besser gewachsen sein. Die Aufgabe der Gattin, Hausfrau, Mutter ist eine so vielseitige, verantwortliche, daß auch die gebildetste Frau an ihrem Rüstzeuge nicht zu schwer trägt. Ein unheilvolles Vorurtheil ist es, geistige Begabung und gründliche Bildung als häuslichen Pflichten hinderlich hinzustellen. Wenn dem so wäre, müßte die beschränkteste und ungebildetste Frau die beste sein. Ob häusliche -- oder

irgend welche andere — Pflichten erfüllt werden, hängt zunächst von dem Gewissen ab, von dem mehr oder weniger scharf ausgeprägten Bewußtsein: vor der Pflicht giebt's kein Entzinnen! Wie aber vielseitige Pflichten erfüllt werden, der dabei zu Tage tretende relative Grad von Umsicht und Ueberblick, hängt durchaus von dem mehr oder weniger entwickelten Intellekt ab. Eine dumme, ungebildete Frau kann unter gleich schwierigen Verhältnissen weder dasselbe ertragen, noch dasselbe leisten, wie eine begabte und geistig entwickelte, die gleiche Gewissenhaftigkeit bei beiden vorausgesetzt. Schädlich ist Halbbildung, geistige Disziplin aber in jeder Lebenslage nützlich. Ob durch ernsthafte geistige Arbeit geschulte Mädchenköpfe später studieren und selbständig werden müssen, ob sie im eigenen Heim ein reiches, schön gestaltetes Leben führen oder ängstlich rechnen müssen: ihre geistige Disziplin wird ihnen stets eine klare Auffassung der Verhältnisse und Pflichten erleichtern.

Fände diese Wahrheit Anhänger, würden viele Eltern durch diese Einsicht bewogen, ihren Töchtern eine Berufsbildung (nur im besonderen Falle durch Besuch einer Universität) zu gewähren, so würde damit auch die Möglichkeit gegeben sein, eine schwebende Frage zu entscheiden. Auf empirischem Wege (und nur durch diesen) muß und wird sich dann heraus stellen, worin der allgemein angenommene Unterschied in der intellektuellen Veranlagung des männlichen und weiblichen Geschlechts besteht und wie derselbe für das Wohl des Ganzen auszunützen ist. Bis jetzt haben wir über dies Thema Vermutungen, Ansichten, Behauptungen, aber keine Beweise. Das Verfahren, von der physischen und physiologischen Differenz der Geschlechter auf eine entsprechende geistige Differenzierung zu schließen, kann nicht eher unanfechtbare Schlüsse ergeben, als bis die Wissenschaft überhaupt das Verhältnis von Geist und Körper, von Nervensubstrat und Bewußtsein erkannt und mit dem „ignorabimus“ aufgeräumt hat, d. h. erst muß die Wissenschaft erklären, wie und wo

die Reflexwirkung eines mechanischen Nervenreizes sich in Vorstellung umsetzt, und wie ohne äußeren Reiz Vorstellungen entstehen. Will man aber durchaus die organische Differenz als typisch ansehen, nun, so kann man doch immer nur von einer gleichwertigen (wenn auch andersartigen —) Veranlagung und Leistungsfähigkeit des Weibes reden.

Daß der männliche Intellekt thatsächlich mehr geleistet hat, als der weibliche, beweist nichts, wenn man nicht zugleich den Nachweis erbringt, daß beide jahrhundertlang unter den gleichen Bedingungen sich entwickelt haben. Zwei gleiche Pflanzen mit gleich kräftiger Wurzel werden nicht dasselbe Entwicklungsstadium erreichen, wenn die eine in der Sonne, die andere im Schatten steht. Daß die Ueberlegenheit des männlichen Intellekts ein Kulturprodukt ist und nicht auf einer Geschlechtseigentümlichkeit beruht, wird sich herausstellen, wenn beide Geschlechter jahrhundertlang unter gleichen Bedingungen gearbeitet haben werden. Die Möglichkeit hierzu wird durch Eröffnung der Hörsäle für weibliche Studenten zum Zwecke des philologischen und medizinischen Studiums gegeben werden.⁶⁾

Auf diesen Akt der Gerechtigkeit warten die deutschen Frauen. Er wird sich vollziehen. Die Not, welche Eisen bricht, wird auch diese Thüren erbrechen.

Dieser Akt der Gerechtigkeit wird die Geschlechter auf intellektuellem Gebiete einander nähern und hier den Ausgleich ermöglichen, welchen auf wirtschaftlichem Gebiete die Maschine unaufhaltsam bewirkt.

So steht die Zukunft hoffnungsvoll im Zeichen des Ausgleichs. Vollzieht sich dieser, so wird die Frau imstande sein, das zu leisten, was Goethe (Sprüche in Prosa, 7. Abtlg.) von ihr verlangt: „Den Kindern den Vater, wenn dieser abgeht, ersetzen.“⁷⁾

Welche Lebensformen das Zeitbedürfnis in der Zukunft unter dem Drucke technischer Fortschritte für Familienleben und Frauenarbeit ausgestalten wird, läßt sich nicht absehen.

Vielleicht führt die Elektrotechnik die Zentralisation durch; vielleicht bevölkert sie das Haus aufs neue, indem sie die Maschine aus der Fabrik in das Heim versetzt, sie billig speist und die ganze Haushaltsführung verbilligt. Wer kann es sagen? Aber eins ist klar: Wir sind in einer Zeit des Uebergangs. Neue Formen werden kommen. Fruchtloses Bedauern hierüber, oder bange Zweifel an der Zukunft mögen denen bleiben, welche im kreisenden All keinen festen Punkt kennen, von der Hülle nicht den Inhalt, von der Schale nicht den Kern sondern können, sondern meinen, mit der Form müsse auch der Gehalt, der Geist, verloren gehen. Mögen sie bedenken, daß das Zusammenleben noch nicht die Familie ausmacht; bei räumlicher Nähe kann eine innere Kluft und Zerrissenheit da sein, und sie ist da, wo das Laster zwischen den Gatten steht, oder wo die Kinder versäumt werden. Was aber das Familienleben zu einem solchen macht, der göttliche Geist der Liebe und Treue, der ernsten Zucht und festen Sitte, dieser Geist kann in jeder Lebensform zum Ausdruck kommen, ja, seine Kraft, Gewissen zu binden, wird um so schärfer hervortreten, je freier die Form ist. Wo dieser Geist nicht herrscht, da giebt es kein rechtes Familienleben, und wo er in Zukunft in einer Gemeinschaft herrschen wird, da wird ein echtes Familienleben sich gestalten, möge die Wirtschaft nun zentralisiert oder individualistisch sein, mögen die Kinder gemeinsam zur Schule, die jungen Leute beider Geschlechter gemeinsam auf das Gymnasium gehen und hier und da Frauen mit Männern im Hörsaal sitzen oder stimmen! Nicht die Form, der Geist giebt den Ausschlag. Wir sorgen am besten für das Familienleben der Gegenwart und Zukunft und damit für das Frauenwohl, wenn jeder an seinem Teile beiträgt, daß die Tradition von Fleiß, Zucht und Sitte sich lebendig fortpflanzt, damit das heranwachsende Geschlecht den alten Geist der Väter in neue unbekannte Lebensformen mit hinüber nimmt. Neue Formen — alter Geist!





III.

Die Frau und das Christentum.

Nicht giebt es Jude oder Grieche, Knecht
oder Freier, Mann und Weib. Ihr seid alle
einer in Christo Jesu.

Gal. 3. 28.

Der alte Geist der ernsten Zucht und Sitte, welchen wir als Wesenskern der alten Familien = Lebensform in die neue Form der Zukunft mit hinüber nehmen müssen, ist der Geist der christlichen Ethik; ihn mit hinübernehmen, heißt Christi Lehre mit hinüber nehmen. Es kommt aber nicht darauf an, die christliche Ethik als erstarrte Form in scholastischer Weise zu behandeln oder sie gleichgiltig bestehen zu lassen, wir müssen sie ansehen als etwas, was uns persönlich angeht, müssen unsre Erkenntnis vertiefen, unsre Lebensführung dem sittlichen Ideale mehr und mehr anzupassen suchen. Auch die sittliche Welt hat ihr biologisches Gesetz, nach welchem Stillstand Absterben bedeutet. Jeder Fortschritt aber in der sittlichen Welt wird auch einen Fortschritt auf wirtschaftlich-sozialem Gebiete bedeuten; besser werden heißt glücklicher werden, für das Individuum sowohl als für die Gesamtheit. Von den ethischen Begriffen der Zukunft wird auch die Lösung der Frage, welche uns hier beschäftigt — Arbeit und Stellung der Frau — wesentlich beeinflusst werden.

Optimisten finden sich gern mit dieser unbequemen Frauenfrage durch die Behauptung ab, daß das Christentum die Monogamie einführte und durch diese Segnung das Weib beglückt, gehoben und ein für allemal abgefunden habe. Ganz

abgesehen davon, daß diese Behauptung für Germanien nicht zutrifft, denn unsere heidnischen Vorfahren lebten freiwillig in Eihe und hielten das Weib hoch, verräth dieselbe einen augenfälligen Mangel sowohl an Kenntniß des gegenwärtigen Thatbestands, als an tieferem Verständnisse der Lehren Jesu Christi.

Die Vielehe ist allerdings in unserem christlichen Staate gesetzlich verboten. Darin haben die Optimisten Recht. Aber damit ist die Frau noch keineswegs zu einer Stellung gelangt, die wir als Ausfluß oder Niederschlag der Lehre Jesu, als eine Segnung des Christentums anzusehen berechtigt sind. Eine Segnung des Christentums, ein ideales Gut, kann überhaupt durch kein bürgerliches Gesetz erzwungen werden; Gesinnung läßt sich nicht gebieten. Christus sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, das bürgerliche Gesetz hat es aber nur mit „dieser Welt“ zu thun; es berührt den inneren Menschen gar nicht, sondern trifft lediglich die Peripherie. Das Gesetz kann grobe Ausbrüche gemeiner Gesinnung strafen, wenn sie unter einen Paragraphen fallen, die Gesinnung selbst aber, die Wurzel des Übels, kann es ebenso wenig fassen, wie heimliche That- und Unterlassungssünden. Diese Wahrheit zeigt sich auch in dem Abstände zwischen der Theorie über die gehobene soziale Stellung des Weibes in der christlichen monogamen Gesellschaft und der Wirklichkeit. Der Staat kann dem Manne verbieten, öffentlich zwei Frauen zu ehelichen, aber heimliche Sünde kann er nicht hindern; körperliche Mißhandlung ahndet er, die moralische hat keinen Richter. Der Verbrecher, welcher seine Gattin durch Gift beseitigt, wird bestraft: für den frivolen Lebemann, der Herz und Gewissen seiner Frau mit Füßen tritt, hat das Gesetz keinen Paragraphen. Der sittlich verkommene Wüstling, welcher das Vermögen seiner Frau in nächtlichen Orgien verpraßt, bleibt unbestraft; das zertretene Lebensglück der Gattin drückt ihn nicht, er lebt, wie Ibsen treffend sagt, „mit einer Leiche auf dem Rücken“ in Saus und Braus. Als „Ehrenmann“ darf

er vielleicht einen Vertrauensposten bekleiden, der Frauen, Jungfrauen und Kinder ihm ausliefert. Die Gesellschaft hat wohlweislich dafür gesorgt, daß Opfer männlicher Frivolität schweigen müssen. Die Frau, welche ein Verbrechen, an ihr selbst begangen, zur Sprache bringt, opfert sich selbst, deshalb schweigt sie. Wo aber kein Kläger ist, ist kein Richter.

Diesem düsteren Bilde zahlreiche glückliche Ehen gegenüberzustellen, ist zwar wohlthuend für unser Gemüt und Rechtsgesühl, ändert an dem Märtyrertume vieler Frauen aber thatsächlich nichts, so wenig wie der Nordpolfahrer dadurch vor dem Erfrieren geschützt wird, daß er von der Hitze unter dem Aequator hört.

Niemand bestreitet, daß es glückliche Ehen und Männer giebt, welche im engen Kreise ein gewissenhaftes Pflichtleben führen. Es giebt auch Männer von so großer sittlicher Tragkraft, daß sie nicht nur ihre Gattin und nächste Familie stützen, sondern auch vielen andern ein Halt sind. Sie stehen wie Felsen im Strome des Lebens; Einsame, Verlassene, Kämpfende, Zweifelnde, Verzweifelnde halten sich an ihnen, wie der ermattete Schwimmer am ragenden Riffe. Männer von solcher bauenden Kraft finden wir keineswegs nur unter den Geistlichen, sondern in allen Berufsarten und Stellungen, und solche Männer sind es, welche die sittliche Welt auf ihren Schultern tragen und im Gleichgewicht erhalten, indem sie die zerstörenden, auflösenden Wirkungen des Lasters kompensieren. Sie sind „das Salz der Erde“ welches unseren Gesellschaftskörper vor Fäulniß bewahrt. Daß solche Männer auf Widerspruch stoßen, wenn sie das Laster bekämpfen wollen, ist ein Beweis dafür, wie weit wir von der Sittlichkeit der heidnischen Ahnen entfernt sind, denen Tacitus nachrühmt: „Nemo enim illic vitia ridet nec corrumpere ac corrumpi seculum vocatur“.*)

*) „Dort freilich lacht niemand über das Laster und verführen und verführt werden heißt nicht zeitgemäß leben.“

Beides ging und geht Hand in Hand. Wie es um den letzten Punkt bei uns bestellt ist, zeigt die Reichstagsitzung vom 3. Dezember 1892.

Wer diese Verhandlungen liest und dann noch den Mut hat, zu sagen, unser Gesellschaftszustand sei eines christlichen Staates würdig, der verbindet mit dem Worte christlich keinen Begriff, ja er kennt überhaupt Christi Lehre nicht. Was Christus für die Stellung der Frau gethan hat, gipfelt darin, daß er, und er allein! sie zu einer sittlichen Persönlichkeit erhoben hat, indem er lehrt, daß ihre unsterbliche Seele sein erlöstes Eigentum, ihr Leib ein Tempel Gottes sei. Das ist die Ehrenkrone, die er ihr giebt, die Schutzmauer, die er um das schwache Geschlecht zieht, die Wohlthat, welche für das Weib Sein oder Nichtsein bedeutet. Wo das Weib als sittliche Persönlichkeit angesehen wird, — ob es in Armuth oder Reichthum, selbständig oder abhängig lebt — da ist ihm die persönliche Freiheit im höchsten Sinne gewährleistet. Wo die Frau nicht als sittliche Persönlichkeit gilt, da ist und bleibt sie nur Instrument des Mannes, ob er sie als Spielzeug oder als auszunutzende Arbeitsmaschine wertet.

Daß diese Erhebung des Weibes aus der Stellung einer rechtlosen Sklavin zur Würde eines Gotteskindes von Christo ohne sozialen Umsturz vollzogen werden, erklärt sich aus der innerlichen Natur dieser Emanzipation. „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Geberden, es ist inwendig in uns,“ darnach erst wirkt es von innen nach außen umgestaltend, nicht umstürzend. Zu Christi Zeit ist ebensowenig wie im Mittelalter das Bedürfnis einer sozialen Emanzipation der Frau empfunden worden, es lag keine Veranlassung vor, sie aus dem Hause, wo sie wohlgeborgen war und Arbeit vollauf hatte, auf den Markt zu führen, wo niemand sie brauchte. Alte Formen aber ohne innere Notwendigkeit auflösen, heißt umstürzen. Das war nicht Christi Amt. Er sagt: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen;“ er erfüllte die alten Lebensformen, die das Zeitbedürfnis ausgestaltet

hatte, mit neuem Geiste, er ethisierte sie. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . . ich aber sage euch,“ spricht er zu wiederholten Malen, und was er sagt, hebt nicht etwa ein mosaisches Gesetz auf, sondern vertieft es. Von der Hülle dringt er auf den Kern, von der äußeren Handlung verlegt er den Schwerpunkt auf die Gesinnung. Haß ist in seinen Augen Todschlag, Lüsterheit Ehebruch, Liebe aber des Gesetzes Erfüllung. Was in der Handlung uns versagt bleibt: Vollkommenheit, in der Gesinnung können wir's erreichen! Das ganze Gesetz und die Weisheit der Propheten faßt er in die Worte zusammen: Liebe Gott und deinen Nächsten. Als Merkmal seiner Jüngerschaft stellt er die dienende Liebe hin, als höchste Errungenschaft der Ethik die Feindesliebe. Diese Religion der Liebe, dieses Urchristentum mußte und muß, wo immer es ersaft wird, heiligend und einigend auf alle Verhältnisse, auch auf das eheliche, auf die Familie, auf die Stellung der Frau wirken.

In offener Vertennung des Wesens und Willens Christi wird aber in dem Kampfe, welchen die Maschine über die Frauenwelt gebracht, von Seiten der Kirche nicht nur der Rotschrei überhört, sondern die christlich-konservativen Kreise (Theologen wie Laien) halten sich von der Beteiligung an der Lösung der sozialen Frage, wo sie Frauenfrage heißt, wie von einer unheiligen Sache ängstlich fern und vermehren dadurch die Bitterkeit der Kämpfenden. Im besten Falle behandelt man die Frage symptomatisch, man bespricht hier und da ein Detail, giebt gutgemeinte Ratschläge, nimmt sich aber weder Zeit noch Mühe, die Ursache der immer weiter um sich greifenden Bewegung zu erforschen. Und doch thäte dies not. Die Frauenfrage ist vorhanden, und die Frauenfrage wird gelöst, auch ohne die Mithilfe der christlich-konservativen Kreise, aber wie sie gelöst wird, dabei sollten beide bestimmend mitwirken.

Daß ernste Christen prüfen, ehe sie zur Frauenfrage Stellung nehmen, ist begreiflich, ja berechtigt. Die Be-

wegung ist neu. Wir werden aber in der Bibel wiederholt ermahnt, an dem zu bleiben, was wir gelernt haben und uns vertraut ist, sñntemal wir wissen, von wem wir gelernt haben. Nur ein flatterhafter Sinn, haltloser Spreu gleich, wird von jedem Winde hin und her getrieben. Das ernste Gemüt wägt, ehe es wagt. Wer sich aber auf sich selbst besonnen und den Frieden eines versöhnten Gewissens, den Segen der Gottesgemeinschaft oder die Wahrheit auch nur eines einzigen Bibelwortes in sich erlebt hat, der hat etwas zu verlieren, der sorgt, daß er nicht durch falsche Propheten oder Schwarmgeister, wie Luther sagt, verlockt oder gelockert werde.

Die Frage ist nun: Sind die Vorkämpferinnen der Frauensache als solche gekennzeichnet, oder läßt sich ihr Wollen und Thun als ein Gottesdienst im Dienste der Menschheit erkennen? Mit andern Worten: Untersuchen wir, ob ein kausaler Zusammenhang zwischen der modernen Bewegung und unchristlicher Gesinnung besteht oder nicht.

Die christlichen Widerfacher betrachten und bekämpfen die Bewegung ausschließlich als eine intellektuelle, daher auch unsere Erwägung sich auf diese Seite beschränken soll. Das Streben der Frau nach gründlicher (wissenschaftlicher) Bildung verdammt man kurzweg; einigem Verständnisse begegnet nur die Betonung der Notwendigkeit, dem weiblichen Geschlechte neue Erwerbsgebiete zu erschließen, doch sollen diese nur im Hause liegen, in eben dem Hause, welches die Frau nicht mehr genügend beschäftigen kann. Man gründet das abfällige Urteil auf die beiden Stellen: 1 Cor. 14, 34 „Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeinde“, (*taceat mulier in ecclesia*) und 1. Tim. 2, 11: „ich gestatte dem Weibe nicht, daß es lehre. Diese Stellen deuten die Laien teils dahin, Paulus habe dem Weibe das öffentliche Bekenntnis oder jedwede öffentliche Meinungsäußerung nur in religiösen und kirchlichen Dingen untersagt, teils liest man heraus, daß Paulus jedwede Lebensbethätigung auch auf profanem Gebiete

außerhalb des Hauses dem Weibe verboten habe, eine Auffassung, deren Niederschlag das geflügelte Wort ist: „Das Weib gehört ins Haus.“

Beide Deutungen stimmen weder zu dem Sinne des lateinischen Textes, noch zur Praxis der alten Kirche, noch drittens zu Christi Wort und Beispiel.

Die Vulgata sagt 1. Kor. 14, 34: das Weib solle „in ecclesia“ schweigen. Luther sagt: in der „Gemeinde“. Lassen wir dies Wort stehen, so müssen wir uns doch klar machen, daß die Gemeinde gemeint ist, wie sie unter Pauli Gesichtswinkel fiel, d. i. die Gemeinschaft der „Gläubigen, Heiligen und Geliebten,“ welche zur Nachfolge Christi sich bekannten, in seinem Geiste eins waren, aber keineswegs einen politisch-bürgerlichen Verband mit profanen Aufgaben bildeten. Die Konkordanzstelle 1. Tim. 2, 11 macht den Sinn noch deutlicher. Hier hat das Verbot die Fassung: „Ich gestatte dem Weibe nicht, daß es lehre“. Der Paulinische Begriff des Lehrens deckt sich ebensowenig mit dem unsrigen, wie das Wort ecclesia mit „bürgerlicher Gemeinde“. Staats-, Gemeinde- oder Privatschulen gab es damals nicht, Paulus kannte solche nicht. Er spricht von dem Lehren, wie er es kennt, von dem lehrhaften Auslegen heiliger Bücher in öffentlicher Versammlung an geweihter Stätte. Davon schließt dieser Spruch das Weib aus, aber auch nur hiervon. Auf irgend welche Stellung oder Thätigkeit in der bürgerlichen Gemeinde bezieht er sich nicht.

Was nun die Praxis der ältesten und alten Kirche betrifft, dem öffentlichen Zeugnis und Bekenntnis gegenüber, so gestattete sie dem Weibe nicht nur Äußerungen persönlicher innerer Erfahrung, sondern würdigte dieselbe nach Gebühr. Lucas hat uns den Lobgesang der Elisabeth und der Mutter Jesu aufbewahrt und erzählt von der Prophetin Hanna; in der Apostelgeschichte Kap. 21 berichtet er von den vier Töchtern des Philippus, welche weissagten; die angesternte Konkordanzstelle verweist uns auf Kap. 2, 17, wo Petrus die Verheißung Soels bestätigt, daß der Geist Gottes auf Söhne und Töchter,

auf Knechte und Mägde ausgegossen werden soll und dieselben (ohne Unterschied des Geschlechts also) weissagen sollen. Die Kirchengeschichte berichtet uns von Märtyrerinnen, welche Christum öffentlich bekauften und für ihn Streiche leiden durften. Durch ihren Tod lehrten sie, wie man treu bis ans Ende ist. Wenn das Weib die schwierigere Aufgabe erfüllen darf, durch das Beispiel zu lehren, wie auch das kananäische Weib es that, wenn das Weib als Blutzugin sagen darf: „Ich glaube, darum sterbe ich“, sollte es da nicht sagen dürfen: „Ich glaube, darum rede ich?“ Diejenigen Ausleger der Paulinischen Sprüche, welche diese Frage verneinen, übersehen wohl — wir kommen nun zu dem dritten Argumente —, daß sie damit Paulum wider Christum setzen, der Frauen als erste Osterboten aussandte. Die frohe Botschaft: Christ ist erstanden! ertönt zuerst aus Frauenmund. Ev. Joh. 20, 23 gebietet Christus der Frau, die ihn suchte und fand: „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen“ &c. Im Ev. nach Matthäus 28, 7 ist es ein Engel, welcher den Frauen befiehlt: „Geht eilend hin und saget es seinen Jüngern.“ Lukas hebt besonders hervor, daß sie es „den Jüngern und den andern allen,“ also der gläubigen Gemeinde, verkündigten, was sie gehört hatten. Wer will behaupten: Diese Frauen hätten christlicher gehandelt, indem sie schwiegen?

Der Einwand, dieser Fall sei eine Ausnahme, Christus habe diesen Frauen geboten, zu reden, weil sie mit ihren Augen geschaut hatten, was sie verkündigten, dieser Einwand würde eine völlige Unerfahrenheit im Seelen- und Glaubensleben verraten. Was ist der Glaube anders als ein innerliches Schauen? Zwar gehen wir nicht mehr, wie jene Frauen, Christi Leichnam zu suchen, kein Engel im leichten Kleide erscheint uns mehr, aber der Stein wird auch für uns noch durch Diener Gottes von des Grabes Thür gewälzt, wir schauen in die dunkle Gruft der Vergänglichkeit des Fleisches und hören die Botschaft des ewigen Lebens: Gott ist Geist. Wir sind Geist von seinem Geiste; auch wir werden leben.

Unsre leiblichen Augen erblicken nicht mehr die heilige Duldergestalt des Gekreuzigten, aber doch wissen wir so gewiß, als ob wir ihn mit leiblichen Augen sähen, daß er lebt, und daß unser Lebensschiff durch die wilden Wogen der unruhigen Zeit auf die selige Stille der Ewigkeit zusteuert. Unser Glaube schaut dies Endziel und behält es fest im Auge.

Was das Glaubensauge schaut und erkennt, das darf auch heute noch, wie einst, das Weib sagen. Christus der Herzenskundige, Christus, der größte Psychologe, wußte, daß der Mund überfließen muß, wenn das Herz voll ist, daß man einem Christenmenschen, ob Mann, ob Weib, dem Barmherzigkeit widerfahren ist, das Frohlocken und Zeugen darüber so wenig verbieten kann, wie dem Blize das zündende Leuchten oder dem Sturme das Brausen.

Christus, der eine Maria der Martha gegenüber ermutigte, würde noch heute zu der Frau, die ihn sucht und findet, sagen: Gehe hin und sage es.

Die Erwähnung des Gleichnisses von Maria und Martha legt den Einwand nahe: Ja, Maria saß heilsbedürftig zu Jesu Füßen. Wir hören von ihren geistlichen, aber nicht von geistigen Bedürfnissen, und gerade für letztere verlangt die Frauenbewegung Raum.

Gewiß thut sie das.

Stellt sie damit eine schriftwidrige Forderung?

Hören wir erst den Jünger darüber, dann den Meister. Paulus sagt: 1 Kor. 3,23 „Alles ist euer“. Und Phil. 4,8 „Was lieblich ist, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denkt nach“, und 1 Kor. 12. „Strebet aber nach den besten Gaben“, das sind Sprüche, in denen zu geistigem Streben aufgefordert wird. Daß diese Worte sich etwa nur an Männer richten, hat selbst der kühnste Eregot noch nicht zu behaupten gewagt. Paulus schreibt an die Gemeinde, zu ihr gehören Männer und Frauen. Singen diese Worte nur Männer an, so würden auch die eng sich daran knüpfenden nicht für Frauen Geltung haben. Die Stelle: „Strebet aber

nach den besten Gaben“ leitet zum 13. Kapitel des Corintherbrieves über — sollte etwa auch dies nur für Männer sein? Mit demselben Rechte könnte man dann auch aus der Antwort Christi auf die Frage des Pharisäers, ob man Schöß geben müsse, folgern, daß nur Männer Abgaben entrichten müßten, die Frau aber schriftwidrig handelt, indem sie es thut. Nein, Paulus weiß, daß Frauen geistige Bedürfnisse haben, und er will, daß solche nicht unterdrückt, sondern befriedigt werden. Er sagt klar und deutlich, 1 Cor. 14,35: „Wollen sie aber lernen, so lassent sie daheim ihre Männer fragen“. Man hat diese Stelle häufig gebraucht, um zu zeigen, daß die Frauenbewegung zum Zwecke des Universitätsstudiums gegen die Bibel verstoße, und doch ist gerade dieser Ausspruch des Apostels am besten geeignet, zu zeigen, daß er lernbegierige, strebsame Frauen unterrichtet wissen will, und den Männern indirekt befehlt, ihnen dabei zu helfen. Daß er sagt, die Frauen sollen daheim ihre Männer fragen, ergiebt sich als selbstverständlich aus den damaligen Verhältnissen. Die Frau hatte ein Heim; sie konnte ihren Mann fragen. Wir haben 39,3 pCt. unverheiratete Frauen aller Stände, über 5 Millionen Frauen, welche also die Vorschrift des Apostels nicht erfüllen können, ganz abgesehen davon, daß die Verhältnisse andre geworden sind, daß auch auf diesem Gebiete Teilung der Arbeit eingetreten ist, und der Mann nicht immer den Fragen seiner Frau gewachsen sein könnte. Die Zeiten sind andre geworden. Wer es etwa für unerlaubt halten sollte, biblische Vorschriften über das tägliche, praktische Leben in Anbetracht der veränderten Kulturverhältnisse zu modifizieren, der möge bedenken, daß wir ja auch klimatische Verhältnisse bei der Ausgestaltung christlicher Lebensformen mitsprechen lassen müssen. Unsere Taufhandlung ist eine andre, als die der ersten Christen; deswegen zweifeln wir doch nicht an ihrer Wirkung. „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“.

Aber noch bedeutamer für uns als Pauli Wort, ist Christi Entscheidung. Treten wir einfältig an Christi Beispiel heran, wie die Bibel es uns überliefert, und fragen wir: Was würde Er zu der modernen Frauenbewegung sagen, wenn er noch unter uns wandelte? Das muß unter allen Umständen ausschlaggebend sein.

Er heißt in der Bibel: „Die Liebe“. Wo Liebe ist, ist Wärme. Wo Wärme, Leben. So heißt er folgerichtig: „das Leben“. Leben ist Entwicklung, Stillstand Tod. Christus, als Inbegriff des Lebens, Christus, als Sieger über den Tod, den Erzfeind des Lebens, Christus, der Lebensfürst, kann keiner Lebensentwicklung als solcher entgegen sein. — So erklärt sich auch seine sonst unerklärliche Langmut dem Laster gegenüber. Er läßt selbst der zentrifugalen Entwicklung, der Bosheit, Raum zur vollen Entfaltung. Durch keinen Gewaltakt greift er ein, wie sehr auch der unschuldig Leidende in seiner Qual darum fleht; sieht er doch das Ende vorher! Je weiter der Boshafte von ihm, dem Leben abkommt, je loser sein Zusammenhang mit Gott wird, je gott-loser er wird, desto näher kommt er dem geistigen und geistlichem Tode; von vornherein ist sein Schicksal besiegelt; es ist kein Gewaltakt notwendig. Im Gleichnisse vom Weinstock und den Reben führt Christus diese Thatsache uns bildlich vor. Wenn Christus, das Leben, keiner Entwicklung an sich entgegen ist, könnte er da etwa der geistigen entgegen sein? Daß er es nicht ist, sagt er klar und deutlich im Gleichnisse von den vertrauten Pfunden. In diesem Gleichnisse lockt er zur Gewissenhaftigkeit in der Entfaltung, Bethätigung, Verwertung erhaltener Gaben durch eine große Verheißung: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe“. Matth. 25,29. Den faulen Haushalter aber tadelt er scharf. Christus will demnach, daß jeder Mensch an seiner idealen Vollendung arbeite, indem er mit seinen Pfunden, d. i. mit den von Gott erhaltenen Gaben jeder Art fleißig wirtschaftete, alle bis zur äußersten Grenze ausbilde und

berthätige. Wir handeln also im Sinne des Gleichnisses Jesu Christi von den Pfunden, wir erfüllen seinen ausdrücklichen Befehl, ja wir werden Erben einer herrlichen Verheißung, wenn wir Trägheit, Unlust, Lauheit, Zerstretheit, Bergnügungssucht überwinden und jedes Pfund — das der Geistesgaben einbegriffen — möglichst verwerten. Damit erfüllen wir die nächste Aufgabe, welche eine jede Gabe begleitet. Keine Gabe ohne Aufgabe! So wenig wie in der Natur, ist auch in der Welt des Geistes etwas zwecklos, obschon wir den Endzweck nicht immer erkennen. Niemand kann wissen, wie, wann, oder wo er berufen ist, innerhalb oder außerhalb des Hauses durch geschulte Fähigkeiten, durch errungenen Besitz an Wissen und Können, oder durch vertiefte Erkenntnis göttlicher Dinge am Bau des Reiches Gottes auf Erden mitzuwirken. Je mehr wir uns nach Maßgabe unsrer Kräfte möglichst zu praktisch-geistig- und sittlich-tüchtigen Menschen ausbilden, desto brauchbarere Werkzeuge Gottes werden wir. Es ist nicht anzunehmen, daß Gott, ein Gott der Ordnung und Gerechtigkeit, auch nur einen einzigen Menschen von dieser Pflicht, ein treuer Haushalter zu sein, freigesprochen habe, noch weniger aber können wir glauben, daß Gott der männlichen Hälfte der Menschheit Gaben verlieh, um damit zu wuchern, der weiblichen, um sie zu vergraben. Für den Christen käme diese Anschauung einer Gotteslästerung gleich. Unser Gott ist ein allweiser Geist, er kann nicht unbedacht, nicht zwecklos handeln. Mann und Weib hat er nach seinem Bilde geschaffen, beiden hat er geistige Pfunde gegeben, folgerichtig schließen wir: demnach besteht für beide die gleiche Aufgabe, damit zu wuchern und den Geber durch reiche Früchte zu ehren.

Aus diesem Schlusse folgern wir weiter: Wer daher dem weiblichen Geschlecht mehrt, seine Gaben zu nützen, der widerstrebt dem göttlichen Willen, welcher auch diesem Gefäße seinen Inhalt gab.

Und drittens folgern wir: Wenn der christliche Staat die Pflicht anerkennt, diejenigen geistigen Gaben möglichst auszu-

bilden, welche Gott dem männlichen Geschlechte verlieh — mit welchem Rechte verleugnet er durch Ausschluß von der Universität diese Pflicht denjenigen Geistesgaben gegenüber, welche Gott dem weiblichen Geschlechte verlieh? Hier sind die Pfunde vergraben, hier sind latente Kräfte auszulösen, welche zu nützen bestimmt sind. Ob diese Kräfte zunächst der eigenen Vervollkommnung dienen, ob sie im Dienste der Familie beglückend verwendet oder in einem Berufe außer dem Hause ersprießlich gemacht werden, sie können und sollen hier wie dort mithelfen, daß die Erfüllung der Bitte näher rückt:

„Dein Reich komme.“





IV.

Die Frauenbewegung und der Staat.

So ermahne ich nun, daß man zuerst ihre Bitte, Gebet und Dankagung für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

I. Tim. 2. 1--2.

„Unser Wissen ist Stückwerk“, denn unser Naturerkennen hat seine Grenze, „und unser Weissagen ist Stückwerk“, denn auch unserm metaphysischen Denken ist eine Schranke gezogen; ob es Faust „schier das Herz verbrennt,“ er erzwingt doch keinen Einblick in der Welt, wohin uns nur die starken Schwingen des Glaubens tragen.

Aber nicht nur in den höchsten Dingen haben wir das letzte Wort noch nicht gefunden, selbst in greifbarer Nähe giebt es noch Rätsel zu lösen. Dazu gehört die intellektuelle und gemüthliche Eigenart des weiblichen Geschlechts. Bei oberflächlicher Betrachtung sollte man meinen, der Mann habe von Alters her soviel über das Weib gesagt und geschrieben, daß jede Faser sezirt sein müßte, und in der That würde es eine lohnende Aufgabe sein, eine Geschichte der Psychologie des weiblichen Geschlechts aus der Weltliteratur zusammenzustellen: das Ergebnis würde aber sein, daß wir wohl überschwängliche Lobpreisungen, wie zur Zeit des Minnedienstes, und ebenso übertriebene Schmähungen von Mohamed bis Strindberg haben, aber keine objektive Wahrheit.

Nichts als Unkenntnis beweisen auch die Widersprüche, in welche sich Laien bei jeder Erörterung über die Art des Weibes verwickeln. In einem Atem spricht man von seiner Schwäche und seiner Sanftmut, während doch die Erfahrung lehrt, daß Schwäche, wofern sie nicht zur Teilnahmslosigkeit gesteigert ist, reizbar ist, während Sanftmut ein Ausfluß von Willensstärke und Kraftbewußtsein ist. Sanftmut und Selbstbeherrschung eignen nur den Starken unter beiden Geschlechtern, nicht den Schwachen. Eine ähnliche Inkonsistenz finden wir bei den Theoretikern, welche einerseits betonen, der physische Organismus des Weibes verweise dasselbe auf eine ruhige Lebensweise, die Frau gehöre ins Haus, und andererseits in dem weiblichen Geschlechte einen Gährungsstoff für die Zukunft des Staates sehen und daher jede Beteiligung desselben an sozialen Fragen ächten. Lassen wir die Thatsache gelten, daß die Natur dem Manne Beweglichkeit, dem Weibe Ruhe vorgeschrieben, so können wir logisch nur folgern, daß demnach das Weib, seiner Natur folgend, sein politisches Bekenntnis mit dem Satze beginnen würde: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“

Unzweifelhaft hat das Weib ein verhältnismäßig größeres Interesse daran als die Mehrzahl der Männer, daß wir „ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit,“ und zwar nicht nur wegen der Beschaffenheit seines Organismus, sondern auch mit Rücksicht auf die praktisch-ethische Aufgabe der Kindererziehung, welche es in alle Zukunft hinein als sein ureigenstes Gebiet betrachten wird. Je gebildeter die Frau ist, um so besser, auch ohne Pädagogin von Fach zu sein, wird sie wissen, daß junge Pflanzen im Sturme leicht entwurzeln, daß eine geregelte Lebensweise für kleine Kinder eine Lebensbedingung, für die größeren ein Vorteil ist, welchen man heutzutage unterschätzt, indem man die geistige Anregung, welche ein häufiger Wechsel der Eindrücke bringt, zu hoch anschlägt und dabei übersieht, welchen Preis man für den fraglichen Gewinn mit dem Verluste des Heimatsgefühls zahlt. Ein oberflächliches Wissen um viele Dinge, ein geistiger Firnis,

durch unruhiges Leben gewonnen, gleicht nicht die Einbuße an der Gefühlsvertiefung und Gemütsinnigkeit aus, welche sich ganz heimlich in der Seele des Kindes an dem Zauber der Heimat und des trauten sichern Elternhauses entwickelt, um vielleicht erst bei der Trennung oder in der Fremde ins Bewußtsein zu treten. Eine ruhige Kindheit ist eine gesunde Kindheit; dauernder Frieden, welcher ein ruhiges Leben und geordnete Körper- und Geistespflege der Kinder zuläßt, liegt im eigenen Interesse jeder Mutter, die ihre Kinder liebt. Wenn es ein von Natur konservatives Element im Staate giebt, so ist's die Mutter. Soviel Kinder sie hat, so vielfach verdoppelt ist sie ihr Interesse an der staats-erhaltenden Ordnung.

Anstatt nun das im weiblichen Geschlecht gegebene konservative Element zu erziehen, erhält man es absichtlich auf dem Niveau kindlicher Unmündigkeit in allen politischen Dingen. Unsere Mädchenschule, welche der Schülerin ein buntschillendes Bildungs-Mosaik vorsetzt, hat keinen Platz für die notdürftigste Belehrung über staatliche Rechte und Pflichten oder über Gesetze, welche jeder Bürger kennen sollte. Man verargt es der Frau sogar, wenn sie sich über staatliche Dinge unterrichten will, ja der Schrecken vor politischen Gelüsten des weiblichen Geschlechts ist so groß, daß man mit der Prophezeiung solches Begehrens den letzten Trumpf gegen die Frauenbewegung auszuspielen glaubt. Mit Vorliebe wird ausgeführt: Laßt ihr die Frauen studieren, so wollen sie auch politisieren, d. h. schließlich „stimmen“, und übersieht dabei, daß man auf diese Weise einen Kausalnexuz zwischen Studium und Stimmrecht herstellt; mit anderen Worten, man stellt die Sachen so dar, als ob die Forderung des Stimmrechts von einem geschulten Denkvermögen, wie das Studium es erzielt, unzertrennlich sei. Bis jetzt aber, obschon wir studierte Frauen haben, ist das Wahlrecht noch von keiner Reichsgenossin gefordert worden.

Die Gegner des Frauenstimmrechts bemühen sich, dar-

zuthun, daß man theoretisch der Frau das Wahlrecht vor-
 enthalten müsse, prinzipiell sei sie davon ausgeschlossen, auf
 praktischem Gebiete könne es aber wohl vorkommen, daß
 Frauen in der Gemeindeverwaltung, wo es sich z. B. um
 Armen- oder Krankenpflege handle, stimmen dürften. Die
 theoretische Unmöglichkeit sucht man durch drei Argumente zu
 beweisen, durch den Hinweis auf die Militärpflicht, die
 natürliche Grenze der Geschlechter und die historische Ent-
 wicklung²⁾, ohne daß jemals dieser Beweis durch zwingende
 Logik gelungen wäre. Wir glauben im Gegenteil, daß die
 Theorie von der prinzipiellen Ausschließung des Weibes un-
 haltbar ist. Geben wir dies zu, so betonen wir andererseits,
 daß vom praktischen Standpunkte aus der Erteilung des
 politischen Wahlrechts an die Frauen ernste Bedenken ent-
 gegenstehen.

Von dem praktischen Standpunkte aus erscheint zunächst
 die Fassung der Frage, ob Frauen stimmen sollen oder nicht,
 unhaltbar, weil zu allgemein. Welche Frauen meint man?
 Die Ledigen oder die verheirateten? Diese Frage war früher
 überflüssig. In früheren Jahrhunderten „heiratete jedes
 Mädchen“, wie unsre Großmütter uns versichern, was jedoch
 nicht verhinderte, daß es Stifte, Klöster und Beguinen-
 häuser für unverheiratete Mädchen gab, die immer besetzt
 waren. Jedenfalls hat in unserer Zeit aber die Ehe-
 losigkeit zugenommen, und die Beschäftigung und ausreichende
 Versorgung der Ledigen ist durch zunehmende Anzahl und
 abnehmende Arbeit in Folge der Maschinenleistung erschwert
 worden. Wenn wir 5½ Millionen lediger Frauen ehemündigen
 Alters haben, so ist die Frage durchaus berechtigt: von
 welchen Frauen spricht man? Von den verheirateten oder
 den ledigen? Diese letzteren stehen dem Staate wesentlich
 anders gegenüber als die ersten, und zwar weil diese letzteren
 nicht durch einen Gatten vertreten und versorgt werden, sondern
 theilweise in selbständiger Arbeit dem Staate in der Gesamtheit
 dienen, wie die Männer. Das Argument, diese Frauen seien stimm-

berechtigt, weil sie Steuern zahlen, ist nicht stichhaltig. Dafür daß wir Steuern, genießen wir den Schutz der Gesetze. Eine einzige Woche anarchistischer Zustände dürfte genügen, um das weibliche Geschlecht eines Menschenalters von diesem Argumente zu heilen. Für unsere Steuern haben wir das Recht, wegen eines großen oder kleinen Diebstahls die Polizei in Bewegung zu setzen; wenn wir geschädigt sind, unser Recht einzuklagen; wir verlangen vom Staate Schutz unsrer Person, unsres Eigentums, unsrer Arbeit, von der Stadt Beleuchtung, Verkehrsstraßen, zum Teil auch Arbeit — unsre Steuern sind eine schuldige Gegenleistung! Nicht in Hinsicht auf gezahlte Steuern, sondern in Ermangelung häuslicher Pflichten würden ledige Frauen politische Interessen pflegen und auch dahin kommen können, selbständige Ansichten zu haben. Geben wir dies zu, so ziehen wir um so schärfer hier die Grenze und betonen, daß das Stimmrecht für die Gattin eine überflüssige Gabe sein würde. Aus welchem Grunde sollte sie stimmen wollen? Ist sie derselben Ansicht wie der Gatte, so ist es überflüssig, daß sie stimmt, ist sie anderer Ansicht, so erscheint es erst recht wünschenswert, daß die Wahl nicht der Anlaß zu politischem Wortwechsel wird. Die Rücksicht auf das Familienleben geht allen anderen Rücksichten, Wünschen und Rechten vor.

Wenn das Stimmrecht für die Gattin überflüssig erscheint, so dürfte es für die Mutter ein Danaergeschenk sein, dessen verhängnisvolle Folgen nicht lange auf sich warten lassen würden.

Unsere Zeit ist schnelllebig, unruhig bis zur Zerrissenheit. Kaum der Schule übergeben, hört das Kind von dem Unterschiede der Staaten, Religionen, Konfessionen, von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich. Dem Erwachsenen gähnen immer neue Spaltungen entgegen, der Eindruck der Zerrissenheit wächst. Der Ort aber, wo noch Einheit und Ganzheit herrschen kann, das ist die Kinderstube, das höchste und schönste Arbeitsfeld der Mutter. Dort muß die Kinderseele ihre zarten Lebenstriebe an der Sonne der Mutterliebe ent-

halten können, dort muß dem Kinde Glaube, Liebe, Vertrauen eingelebt werden. Schlimm genug, daß die Kinderstube häufig durch Verkommenheit der Eltern kein Garten Gottes, sondern eine Schule des Lasters ist, schlimm genug daß Not und Krankheit sie veröden, die bevorzugten Stände aber, welche noch ein Familienleben führen können, müssen dies Heiligtum ungeschädigt der Mutter erhalten um jeden Preis. Können wir uns nun aber als Priesterin dieses Heiligtums liebevoll unter den hilfsbedürftigen Kleinen eine Mutter denken, welche in die Leidenschaft eines politischen Parteikampfes hineingezogen worden ist? Eine jede Leidenschaft, die politische nicht zum mindesten, macht rücksichtslos. Die politisierende Mutter, rücksichtslos gegen das Wohagen des arbeitenden Gatten, rücksichtslos gegen die Wohlfahrt der Kinder ist ein Zerrbild dessen, was die fürsorgliche Haus- und Familienmutter sein soll. Und würde sie als Parlamentarierin noch so berühmt, sie hätte doch ihr Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkauft.

Wer behauptet, diese Gefahr sei nicht vorhanden, kennt das politische Leben nicht.

Zum Glück bietet sich aber ein befriedigender, versöhnlicher Ausweg, um den berechtigten Wunsch gebildeter Frauen nach Beteiligung an dem Gesamtleben der Nation zu befriedigen. Anstatt diese Neigung zu ersticken, zu ächten, sollte man sie vielmehr pflegen, bis sie zu aufopfernder Vaterlandsliebe erstarkt, denn dieser Neigung kommt eine soziale Aufgabe entgegen, wie sie weiblicher, schöner, reicher nicht gedacht werden kann.

Wir haben gesehen, daß die Maschine die Frauen der obern Stände entlastet, die der untern dagegen durch Fabrikarbeit derartig belastet hat, daß sie um ein Familienleben und um das Vorrecht, ihre Kinder zu erziehen, betrogen werden. Mit der freien Zeit nun, welche die Maschine den obern Ständen geschenkt, könnten diese ihren überlasteten Geschlechtsgenossinnen zu Hilfe kommen und auf diese Weise

einen Ausgleich bewirken. Tausende unter den Millionen Kindern bis 16 Jahre wachsen ohne elterliche Obhut auf — in diesen Kindern haben die gebildeten Frauen ein soziales Arbeitsfeld, welches alle brach liegenden Kräfte beglückend verwerten, jedes Tätigkeitsbedürfnis befriedigen kann. Durch praktischen persönlichen Liebesdienst an diesen Kindern ihrer angestrengt arbeitenden, im Kampfe ums Dasein ringenden Geschlechtsgenossinnen könnten die Frauen den lohnendsten Anteil an der Entwicklung des staatlichen und sozialen Lebens gewinnen, denn die heutigen Kinder sind die künftigen Eltern; wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.

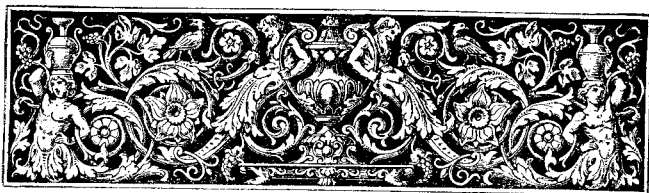
In solchem Dienste würde auch echte, wahrhaftige Vaterlandsliebe ohne Phrase und Schlagwort zum Ausdruck kommen. Der Kampf mit der Waffe ist nicht für die Frau; sie kann aber sorgen helfen, daß dem deutschen Vaterlande kräftige Verteidiger und gesunde Mütter erzogen werden. Das ist ihre Wacht am Rhein!

Der Geist, welcher solche Liebe erzeugt, ist nicht neu, neu ist nur der politisch = soziale Gesichtspunkt und die gewaltige Ausdehnung des Arbeitsfeldes, das durch die Zerstörung des Familienlebens der Fabrikarbeiter geschaffen worden ist. Auch hier können wir sagen: neue Formen — alter Geist.

Wenn dieser alte Geist wieder aufwachte und die Herzen der deutschen Frauen entzündete, wenn alle davon durchdrungen wären, daß sie als verantwortliche Haushalterinnen Gottes auch eine soziale Aufgabe haben, daß sie im engern oder weitern Kreise in der großen Volksgemeinschaft als in dem Weinberg, wohin Gottes Wille sie gestellt, mit ihrer Zeit und ihren Gaben Dienst thun müssen, daß sie nicht in bequemer Zurückgezogenheit müßig am Markte stehen und in satter Selbstsucht die Hände in den Schoß legen dürfen, daß sie die ernste Pflicht haben, in Selbstverleugnung dem Ganzen dienstbar zu sein und nicht nur die Brüder zu lieben: Wenn die Frauen von dieser gotteskindlichen Pflicht durchdrungen wären, so

würden wir den wirtschaftlich = sozialen Spannungszustand, in welchem wir begriffen sind, sanfter überwinden und leichter gefestigte neue Lebensformen finden. Der Einfluß der Frau, wollte sie die Wirkung der Maschine durch thätigen Liebesdienst ausgleichen, könnte den Klassenhaß mildern, der wachsenden Unzufriedenheit im Stillen steuern, der zunehmenden Atomisierung des Gesellschaftskörpers gegenüber eine wahrhaft einigende, erbauende Macht sein.





Nachwort.

Die vorliegenden Blätter machen keinerlei Anspruch darauf, den Weg zur Lösung der Frauenfrage gezeigt zu haben, denn dies würde nichts anderes bedeuten, als den Weg zur Lösung der sozialen Frage überhaupt gefunden zu haben. Die Frauenfrage, als ein Bruchteil der letztern, kann nicht gesondert betrachtet oder gelöst werden. Die Frauenfrage ist ebensogut eine Männerfrage, eine Familiengründungs- und als solche eine Einkommen-Frage.

Allerdings wäre die Frauenfrage der gebildeten Stände zu lösen, indem wir Einkommen und Ansprüche in das richtige Verhältnis setzen und damit die Familiengründung erleichtern. Dieser Zweck würde erreicht, indem wir entweder das Einkommen der Männer allgemein, den erhöhten Lebensansprüchen entsprechend, steigern, oder umgekehrt die Ansprüche dem Einkommen anpassen, herabstimmen.

Der erste Vorschlag ist eine Utopie. Der Geldbesitz konzentriert sich im Gegenteil mehr und mehr, und diese Kapitalzentren bilden die Brutstätten des Luxus-Bazillus, welcher von dort aus alle Kreise durchseucht.

Wohl aber wäre der zweite Weg möglich: die Einfachheit im Gegensatz zu dem wuchernden Prozentume zu betonen.

Unter diesem Gesichtspunkte nun wird die Frauenfrage als Bildungsfrage von größter Bedeutung. Je gebildeter die Frau, je besser sie durch ernste geistige Arbeit geschult und befähigt ist, mit tiefem sittlichen Ernste ihre Lebensaufgabe — wo sie auch stehe — zu erfassen, um so mehr Hoffnung ist gegeben, daß sie den Zweck und Reiz des Lebens nicht in Tand und Brunk sieht, daß sie den Wert des Menschen nicht danach mißt, was einer hat, sondern danach was einer ist. Je gebildeter die Frau ist, um so anspruchsloser wird sie in äußeren Dingen sein, um so leichter sich in alle Verhältnisse schicken. Ein Umschwung zur Einfachheit würde die Familiengründung wesentlich erleichtern und damit thatsächlich eine Lösung der Frauenfrage anbahnen.

Bis dieser fragliche Umschwung sich vollzieht, wird die Notlage des weiblichen Geschlechts bestehen und Abhilfe heißen. Daß eine Notlage thatsächlich vorhanden ist, haben die vorliegenden Ausführungen nachgewiesen, ferner wie diese Notlage geworden ist, sodann daß man durch Teilnahme an den reformatorischen Bestrebungen zur Lösung der Frage keineswegs in Widerspruch zu biblischen Lehren tritt, und endlich, daß das erwachende Interesse gebildeter Frauen für soziale Fragen zu der Hoffnung berechtigt, sie werden mit wachsendem Verständnisse durch freie Liebesthätigkeit zum Ausgleiche der Ungleichheit beitragen wollen, in welcher die ganze soziale Frage besteht.

Durch solche freie Liebesthätigkeit wird allerdings die Unversorgte nicht materiell versorgt, das ist richtig, sie lernt aber Versagtes leichter entbehren, wenn sie beschäftigt und in der Sorge für andere ausgefüllt ist.

Versuche, unbeschäftigte Frauen und Jungfrauen gebildeter Stände zu nützlicher und gemeinnütziger Thätigkeit heranzuziehen, werden von verschiedenen Seiten gemacht. Das Buch des Predigers Hülle: „Was sollen wir thun?“ giebt praktische Winke; der Verein für Volkserziehung⁹⁾ in Berlin erteilt Rat und

Auskunft in seinem Vereinshause Steinmehstraße 16 (Pestalozzi-Fröbelhaus); der Vorstand des Vereins „Frauenwohl,, in Berlin (Nettelbeckstraße 21) bildet Gruppen junger Mädchen zur freien Liebeshätigkeit in Kindergärten, Knaben- und Mädchenhorten, Kinderstationen in Krankenhäusern und Blindenanstalten. Der Verein teilt auch häusliche Arbeit für Blinde aus. Die städtische Blindenanstalt in Berlin ist arm an Büchern; das Abschreiben derselben in der leicht zu lernenden Blindenschrift ist eine lohnende Aufgabe der Nächstenliebe.

Frauen und Jungfrauen, welche Hilfsbedürftigen Zeit und Mühe opfern können und wollen, finden Auskunft und Anleitung durch den Vorstand des Vereins für Volkserziehung oder durch den Vorstand des Vereins „Frauenwohl“.



Unmerkungen.

- 1) „Dubois Reymond, Die Grenzen des Natur-Erkennens.“
- 2) „Russock, Is Life worth living?“
- 3) „Devas, Studies of Family life.“ „Lippert, Geschichte der Familie.“ „Maine, Ancient Law.“ „Maine, History of ancient Institutions.“ „Morgan Lewis, Ancient Society.“ „Le Play, la Famille.“ „Charles de Ribbe, la Famille.“ „Spencer, Sociologie.“
- 4) „Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter.“
- 5) „Hood, Song of the Shirt.“ (Pfundheller, Auswahl englischer Gedichte.)
- 6) Deutschland ist das einzige Kulturland, welches den Frauen die Universität verschließt. („E. Gnauck-Rühne, Das Universitätsstudium und die Frauen.“)
- 7) Wie wenig die Frau jetzt der Goethe'schen Forderung zu entsprechen vermag, möge ein Beispiel beweisen: Im Herzogtum Braunschweig kann nach vollendetem 14. Lebensjahre eines verwahrlosten Kindes der Vater die Aufnahme in die staatliche Besserungsanstalt beantragen, die Mutter, auch wenn sie Witwe ist, ist hierzu nicht berechtigt.
- 8) „Päulsen, Ethik.“
- 9) Siehe „Hefene Lange, Not“.



Aus geistigen Werkstätten

Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge

Aus der großen Zahl von Vorträgen, welche auf allen Gebieten des Wissens und Forschens, sowie über die wichtigsten Tagesfragen in zahlreichen Vereinen und Gesellschaften zur Belehrung und Anregung Bedeutsames leisten, geht ein beträchtlicher Teil durch Nichtveröffentlichung im Druck für die großen außerhalb jener Vereinigungen stehenden Schichten der Gebildeten und Bildungsbedürftigen vollkommen verloren. Und gerade die frische volkstümliche Darstellung, die knappe Behandlung der verschiedensten Themata geben solchen Vorträgen, welche die Aufgabe haben, das Interesse der Zuhörer für einen bisher fremden oder gleichgültigen Stoff schnell zu erwecken oder zu erwärmen, auch für weitere Lektüre einen unschätzbaren Bildungswert.

Den seit längerer Zeit bestehenden Sammlungen von Vorträgen will nun die unsrige sich anreihen, und werden wir bestrebt sein, in der Auswahl des Stoffes, in der gediegenen und volkstümlichen Behandlung der Themata, in der Schnelligkeit der Veröffentlichung, sowie in der Wohlfeilheit der Hefte unserer Sammlung dazu beizutragen, daß diese Vorträge von Mund zu Mund, von Hand zu Hand ihre volksbildende Missionsaufgabe auf weitere Teile des Volkes ausdehnen und ihren verdienten Platz in Haus- und Volksbibliotheken einnehmen können.

Jedes Heft einzeln käuflich.

- Heft 1: **„Marokko und die deutschen Interessen“.** Von Dr. Gustav Diercks. Preis 50 Pf.
- Heft 2: **„Israels Gemeinschaftsleben mit den vorchristlichen Völkern.“** Von Rabbiner Dr. Tobias Cohn. Preis 50 Pf.
- Heft 3: **„Die Frau im alten und im heutigen Mexiko.“** Nach Ueberlieferung und eigener Anschauung. Mit 9 Abbildungen. Von Caecilie Selzer. Preis 50 Pf.
- Heft 4: **„Die Forderungen der Schulhygiene.“** Von Dr. med. Julius Lang. Preis 60 Pf.
- Heft 5: **„Der Alkohol und der menschliche Organismus.“** Von Dr. med. Werner. Preis 60 Pf.
- Heft 6: **„Das Wesen und die Behandlung der Seekrankheit.“** Von Dr. med. Golinert. Preis 50 Pf.
- Heft 7: **„Buddha und Christus“.** Von Pastor Dr. Beck. 60 Pf.
- Heft 8: **„Die alten Bewohner der Mark Brandenburg.“** Von Geh. Regierungsrat Hoffmann. Preis 60 Pf.
- Heft 9: **„Astronomische Neuigkeiten.“** Von Dr. phil. S. Linsenbarth. Preis 60 Pf.
- Heft 10: **„Die Frauen in den Vereinigten Staaten.“** Von Minna Cauer. Preis 50 Pf.
- Heft 11: **„Augustin, Petrarca, Rousseau“.** Von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Preis 60 Pf.

Vor kurzem erschien als 1. Heft der Sammlung:

Aus geistigen Werkstätten
Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge

Marokko und die deutschen Interessen

VON

Dr. Gustav Diercks

Preis 50 Pf.

Kölnische Zeitung vom 19. Februar 1893.

„Marokko und die deutschen Interessen.“

„Neben dem Fanatismus der Bevölkerung ist es zweifellos vor allem der günstigen geographischen Lage Marokkos zuzuschreiben, daß dieses Land vor den Thoren Europas, von den Gesandtschaftsstrahlen von der Küste nach den drei Hauptstädten Fes, Meknes und Marrakesch abgesehen, bis jetzt noch unbekannter ist als mancher Strich im Innern Afrikas. Denn als die Alte Welt der Drang ergriff, Kolonien zu erwerben, mußte naturgemäß das an zwei Meeren und an einem der wichtigsten Wege des Weltverkehrs gelegene Sultanat Marokko, zumal da es auch das natürliche Eingangsthor Zentralafrikas bildet, ein von allen begehrter Zapfen werden, und diesen Vorteil mußte die maurische Diplomatie alsbald zur Sicherung des bisherigen Bestandes auszunutzen. Neuerdings aber gewinnt es den Anschein, als ob die Dinge sich dahin zuspitzten, daß auch die Zwistigkeiten der Mächte das alte Despotenreich nicht länger zu schützen oder wenigstens das Vordringen der Zivilisation nicht mehr aufzuhalten vermöchten. Das Verständnis dieses Prozesses, der früher oder später vor sich gehen muß und der nicht geringere politische Wirkung verbreiten wird als die ägyptische Frage an der Nordostecke des Erdteils, ist aber wesentlich erschwert durch den Mangel an richtigen Darstellungen der politischen Verhältnisse, des Landes und seiner Bewohner. Dr. Gustav Diercks hat sich deshalb ein Verdienst erworben, indem er in dem 1. Heft einer Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge, die bei Richard Lefser in Berlin erscheint, unter der Aufschrift „Marokko und die deutschen Interessen“ dem Leser eine kurze aber vortreffliche Anleitung giebt, sich in den verwickelten Verhältnissen zurecht zu finden. Auch die so oft falsch aufgefaßten Interessen Deutschlands an Marokko kennzeichnet der Verfasser durchaus zutreffend folgendermaßen:

„Während Deutschland keinerlei politische Interessen an Marokko hat, muß es doch darauf bedacht sein, die wirtschaftlichen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern u. s. w. u. s. w.“

Vor kurzem erschien als 2. Heft der Sammlung

Aus geistigen Werkstätten
Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge.

Israels Gemeinschaftsleben mit den vorchristlichen Völkern.

Von

Rabbiner Dr. Tobias Cohn.

Preis 50 Pfennig.

Von den vielen Anerkennungen, welche dieser Schrift bald nach ihrem Erscheinen geworden, führen wir hier die Besprechung des „Neuen Evangelischen Gemeinboten“ (Berlin) an:

„Die unübersehbare Flugschriftenlitteratur, welche durch die „Judenfrage“ hervorgerufen worden ist, bietet des Unerquicklichen viel, des Lesbaren sehr wenig. Obwohl wir uns vom Antisemitismus frei glauben, müssen wir doch gestehen, daß uns die Flugschriften für die Juden fast durchweg wegen ihrer vollendeten Seichtheit gerade so sehr mißfallen, wie die Brandschriften der Leute, welche alle Sünden und alles Elend unserer Zeit auf das Haupt der Juden laden. Hier haben wir einmal eine Verteidigungsschrift für das Judentum aus der Feder eines jüdischen Rabbiners, die wir mit wirklicher Freude gelesen haben. Sie hält sich ganz und gar frei von dem gespreizten, hochmütigen Tone, von dem sich manche jüdischen Federn so schwer emanepiren können. Es ist der Geist des alten Mendelsohn, der diese Schrift durchweht. Die Duldung ist hier noch ein Stück Religion, der edle Kosmopolitismus ein Stück der Vaterlandsliebe. Selten haben wir jene Eigenart des jüdischen Volksstammes, in der schmiegamen Anlehnung an fremde Volksindividualitäten sich zu entfalten, so besonnen, so sachlich, so weitschauend dargelegt gefunden, wie in dieser Schrift. Vor allem klingt aus den Worten des jüdischen Rabbiners eine warme, innige, weitherzige Religiosität, welche verehrend zum Christentum aufblickt. Es ist und bleibt doch so: die jüdische Volksart ist der deutschen nicht fremd, so lange sie das alte gläubige Volk Israel ist, ja es besteht vielleicht kraft der religiösen Innigkeit eine gewisse Congenialität zwischen unserem Volk und der jüdischen Rasse, — nur der religionslose Jude ist jene frivole, demoralisierende Art, die den kräftigen Widerspruch des deutschen Volkstums herausfordert. Allen denen, welche nicht blindlings für oder wider die Juden Partei ergreifen, sondern als Christen gerecht abzuwägen sich bemühen, sei diese Schrift des geistreichen Potsdamer Rabbiners bestens empfohlen.“

Vor kurzem erschien als 3. Heft der Sammlung:

Aus geistigen Werkstätten
Sammlung gemeinnütziger und volksbildender Vorträge

Die Frau
im alten und im heutigen Mexiko.

Nach Ueberlieferung und eigener Anschauung
von **Cecilie Zeler.**

Mit 9 Abbildungen.

Preis 50 Pf.

„Fremdartig und doch zugleich vertraut mutet uns der Inhalt dieser Schrift an. Der grausame Zelotismus der spanischen Eroberer hatte, als dieselben nach Mexiko kamen, versucht die daselbst vorgefundene Kultur der alten Azteken vollständig zu vernichten. Aber im tropischen Amerika rollt das Leben unter einer Sonne, die träge macht, nicht so schnell dahin wie bei uns. So hat sich Vieles durch die Jahrhunderte hindurch in den Sitten und Gebräuchen der Indianer, der Nachkommen der Azteken, bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten. Die Verfasserin hat längere Zeit selbst in Mexiko gelebt, daher war es ihr vergönnt, durch eigene Beobachtung des Lebens der Indianer und an Hand der in dem Codex Mendoza aufbewahrten aztekischen Bildersprache mit Hilfe der Aufzeichnungen des Franziskaner Fray Bernardo Sahagun sich ein deutliches Bild von dem Leben der Frauen im alten Aztekenreiche zu machen. Aus den der Schrift beigegeführten Abbildungen, welche dem Codex Mendoza entnommen sind, empfangen wir ein anschauliches Bild von der Erziehungsgeschichte der jungen Aztekinnen, von dem ersten Augenblick, wo das Kind von seiner Umgebung mit einem Kriegsruf begrüßt wird, bis da wo es zur Jungfrau heranwachsend, spinnen, weben, kochen und noch vieles andere erlernen muß; denn die alten Azteken machten sehr hohe und durchaus berechnigte Ansprüche an das Ideal einer fleißigen, tugendhaften Hausfrau. Indem uns die Verfasserin mit feiner Empfindung und scharfer Beobachtung das Leben der Aztekinnen in ihren häuslichen Beschäftigungen, ihren sittlichen Grundsätzen und wie sie ihre Kinder erzogen, in ihren Trachten — das Bild einer vornehmen Aztekin befindet sich vor dem Text — lebenswarm schildert, bringt sie uns das bis jetzt räumlich und zeitlich entlegene Volk menschlich nahe und erweckt unsere volle Teilnahme für dasselbe. Wir sehen, daß der menschliche Geist überall dieselben Bahnen der Entwicklung durchläuft, und finden mit Staunen, daß Vieles in den Anschauungen jenes untergegangenen amerikanischen, hochinteressanten Kulturvolkes sich mit unserer heutigen Anschauungsweise noch deckt. Der hier nur kurz ange deutete Inhalt dürfte um seines eigenartigen Stoffes willen das Interesse der weitesten Leserkreise hervorrufen, als ein neuer dankenswerter Beitrag zu jenen Bemühungen der Forscher, um das Dunkel, in das Amerikas Geschichte gehüllt ist, aufzuhellen.“

Frau R. — v. C.

Tesser's Handbibliothek für Zeitungsleser.

Ein Jahrhundert nordamerikanischer Kultur.

Ein Begleitbuch für die Chicago-Besucher.

Von Dr. **Gustav Diercks.**

I. Geschichte der Vereinigten Staaten.

1. Anfänge des Lebens. — 2. Kampf ums Dasein. — 3. Selbständigkeit. — 4. Schwarz und Weiß. Süd gegen Nord. — 5. Nationale Verschmelzung.

II. Die Kulturentwicklung der Vereinigten Staaten.

1. Anfänge und Bedingungen der Kultur. — 2. Die Träger der Kultur. — 3. Die deutschen Pioniere. — 4. Land und Stadt. — 5. Verkehrswesen. — 6. Industrie und Handel. — 7. Kapital und Arbeit. — 8. Bürgerrechte und staatliche Organisation. — 9. Kirche und Sekten. — 10. Geistiges Leben und Pflege der Kunst. — 11. Soziale Kultur. — 12. Bedeutung der Chicago-Ausstellung für die Alte und Neue Welt.

In Leinen gebunden. Preis M. 1.50.

Demnächst werden erscheinen:

Das Theater in Deutschland.

Seine geschichtliche Entwicklung und kulturelle Bedeutung bis auf die Gegenwart.

Von Dr. **C. Heine.**

Vorwort: Einteilung, Wege und Ziele des Buches. Bedeutung des Theaters für die Kultur. — **1. Kapitel: Die Urbauhäuser.** Theater und Kirche. Englische Romantiker. Johannes Betton. Stranitzky. Weibliche Prinzipalschaften. Gottsched. Schlegel. Fr. Neuberin. Lessing. Adermann. Schröder. Das deutsche Nationaltheater zu Hamburg. Schöf. — **2. Kapitel: Das Heim bei Hofe.** Mannheimer Schule. Dalberg. Jffland. Schiller. Weimarer Schule. Wolff. Goethe. Kogebue. Berliner Nationaltheater. Burgtheater. Die kleineren Hoftheater. Realismus. Idealismus. — **3. Kapitel: Das Heim in den Städten.** Leipzig. Hamburg. Düsseldorf. Kleineres Stadttheater. Theatergründungen werden industrielle Unternehmungen. Fortentwicklung des Hoftheater. Die Romantiker. Die Reaktion. Historische Verstragödie. Volksstück. Der französische und der englische, der spanische und altdeutsche Einfluß. Politik auf der Bühne. Berliner Posse. Virtuosenentum. — **4. Kapitel: Im neuen deutschen Reich.** Veränderte Kultur. Bedeutung des Theaters. Alte und neue Theater. Virtuosenentum und Ensemble. Gesamtgastspiele. Die Meininger. Musteroorstellungen. Französischer und norwegischer Einfluß. Historische Verstragödie. Realistische Schule. Romantik. Allegorie. Ausstattungstück. Theater und Kirche. Moral. Sozialismus. Ausichten.

Umsturz- und Reformbewegungen auf dem Gebiete der Hygiene und Medizin im 19. Jahrh. Von Dr. med. Jul. Lang.

Die Forderungen der Neuzeit für die Frau. Eine Umschau auf die deutschen Frauenbewegungen zu Gunsten der Berufserweiterung der Frau. Von Minna Cauer.

Die Entwicklung des deutschen Schulwesens. Von Schuldirektor Dr. Wittfoth.

Die religiösen Reformbestrebungen der Neuzeit. Von C. Werckshagen.

Die französische Revolutionsepöche zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Lichte der Gegenwart. Von H. Denzin.

In allen Buchhandlungen.

Verlag

des

„Hausmütterchen“

Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung
für junge Mädchen.

Abonnement vierteljährlich 1 Mark.

Dieses jetzt im IV. Jahrgang stehende einzige deutsche Blatt, welches ausschließlich für junge Mädchen bestimmt ist, vom Austritt aus der Schule an bis zum Eintritt in die Ehe, ist bestrebt, nur das Beste ihren Leserinnen zu bieten. Passende fesselnde Romane und Novellen, Reisebeschreibungen, Biographien, Auskünfte über weibl. Berufsthätigkeit, Modeskunst- und Literaturberichte, ärztliche Briefe, kunstgewerbliche und wirtschaftliche Besprechungen, praktische Anweisungen für alle Fälle des Lebens, im Hause wie in der Gesellschaft, Handarbeiten, Preisrätsel u. s. w.

Alle Abonnentinnen des „Hausmütterchen“ werden als Mitarbeiterinnen betrachtet. Jeder Beitrag, der dem Blatte und seinen Leserinnen dienlich sein kann, wird willkommen geheißen.

Als eine besondere Prämie

des „Hausmütterchen“ wird zweimal monatlich unter dem Titel

„Hausmütterchens Bücherschatz“

eine sorgfältige Auswahl der für junge Mädchen geeigneten klassischen und modernen Dichtungen und Erzählungen, in Buchform gesetzt, geboten, daß sich aus dieser Beigabe nach und nach eine wertvolle Bibliothek gestalten.

Als I. Band erscheint hierin:

Unsere Lieblinge

Ein Strauß deutscher Dichtung, gesammelt fürs Hausmütterchen
von

Frida Schanz.

Nr. 27, die 1. Nummer des II. Quartals 1893, in welcher die Novelle „Die Alte“ von Frida Schanz beginnt, wird auf Wunsch gratis und franko von uns als Probe-Nummer überall hin zugesandt.

Abonnements à 1 Mk. vierteljährlich nehmen
alle Postanstalten und Buchhandlungen an.

Richard Tesser, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 57.